



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 41.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. W a n n a.

Sechszwanzigstes Kapitel.

So war denn Annie wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt und von neuem ein Glied der kleinen Gemeinde von St. Gurlott geworden. Doch die Dinge hatten für sie eine traurig veränderte Gestalt angenommen und manchmal, wenn ich das arme Kind in seiner still bulbenden Ergebenheit beobachtete, bereute ich beinahe, sie heimgeführt zu haben.

Der Onkel, das ist wahr, freute sich ihrer Rückkehr, er behandelte sie mit stets gleichbleibender Milde und fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie in seiner Nähe war, und Annie, die dessen wohl gewahr wurde, umgab ihn auch mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit. Mit der Tante aber verhielt es sich anders. Sie, die sonst die gutmütigste aller Frauen gewesen, behandelte das Mädchen nun mit einer Art von Grausamkeit, die sie an jedem andern zuerst getadelt haben würde. Sie ließ ihr keine Ruhe und verfolgte sie unablässig mit Vorwürfen des Kummers wegen, den sie über das Haus gebracht, fortwährend zieh sie Annie der Schuld an ihres armen Vaters so sichtlichem Verfall, des Zusammenbruchs allen häuslichen Behagens. Niemals unterließ sie, Annie daran zu erinnern, daß sie erst heimgekommen, als ihr unbekannter Liebhaber sie im Stiche gelassen, und erst dann der Herzen sich erinnert habe, die um sie gebrochen, um sie Schmach und Schande erlitten.

Annie trug all dies ohne ein Wort der Klage. „Ich büße nur eigene Schuld,“ sagte sie, „die Mutter spricht nur, was wahr ist; ich habe all den namenlosen Kummer über die Eltern gebracht und darf nicht murren ob der harten Strafe.“ Und doch litt sie schwer darunter und oft sah ich Thränen auf ihren abgehärmten Wangen.

Wo jedoch der bittere Mangel an die Thüre klopfte, da bleibt nicht viel Zeit zu sentimentalem, thatenlosem Bedauern. Ich sah bald ein, daß der beste Weg, Annie und uns allen zu helfen, der sei, für mich eine Stelle zu erlangen, die mir erlauben würde, wie

früher wieder zum Unterhalt des Hauses wöchentlich etwas beizusteuern. Eine Beschäftigung in St. Gurlott zu finden, davon war keine Rede, so richtete ich denn meine Aufmerksamkeit nach außen. Nach zahllosem Hin- und Herschreiben und mannigfachen Enttäuschungen gelang es mir endlich, eine Stelle als Aufseher in der Kupfermine von Devon zu erhalten.

Der Posten war in jeder Beziehung ein entsprechender

und finanziell günstig gestellter, in vierzehn Tagen sollte ich denselben antreten.

Ich war inmitten meiner Vorbereitungen zu der bevorstehenden Abreise begriffen, glücklich in dem Gedanken, an einen Ort hinzukommen, wohin die Kunde meines Mißgeschicks allem Anschein nach noch nicht gedrungen, als ich eines Tages eine Neuigkeit vernahm, die mit einem Schlage all die geheimsten Hoffnungen meines Herzens vernichtete.

Ein im Dorfe herumgehendes Gerücht sprach von der demnächst erfolgenden Verheirathung George Redruths mit Mateline Graham.

Wie oder durch wen das Gerücht ausgekommen, wußte keiner zu sagen, aber es war da und lief von Mund zu Mund.

Die Kunde betäubte mich erst vollständig, dann machte sie mich wie wahnsinnig, wild auslobernde, unbezwingliche Eifersucht erfaßte mich. Ich war nicht mehr im Stande, irgend etwas zu thun, an irgend etwas anderes zu denken, als daß die eine, die ich über alles liebte, einem andern angehören sollte, und daß dieser andere der war, den ich haßte wie keinen zweiten.

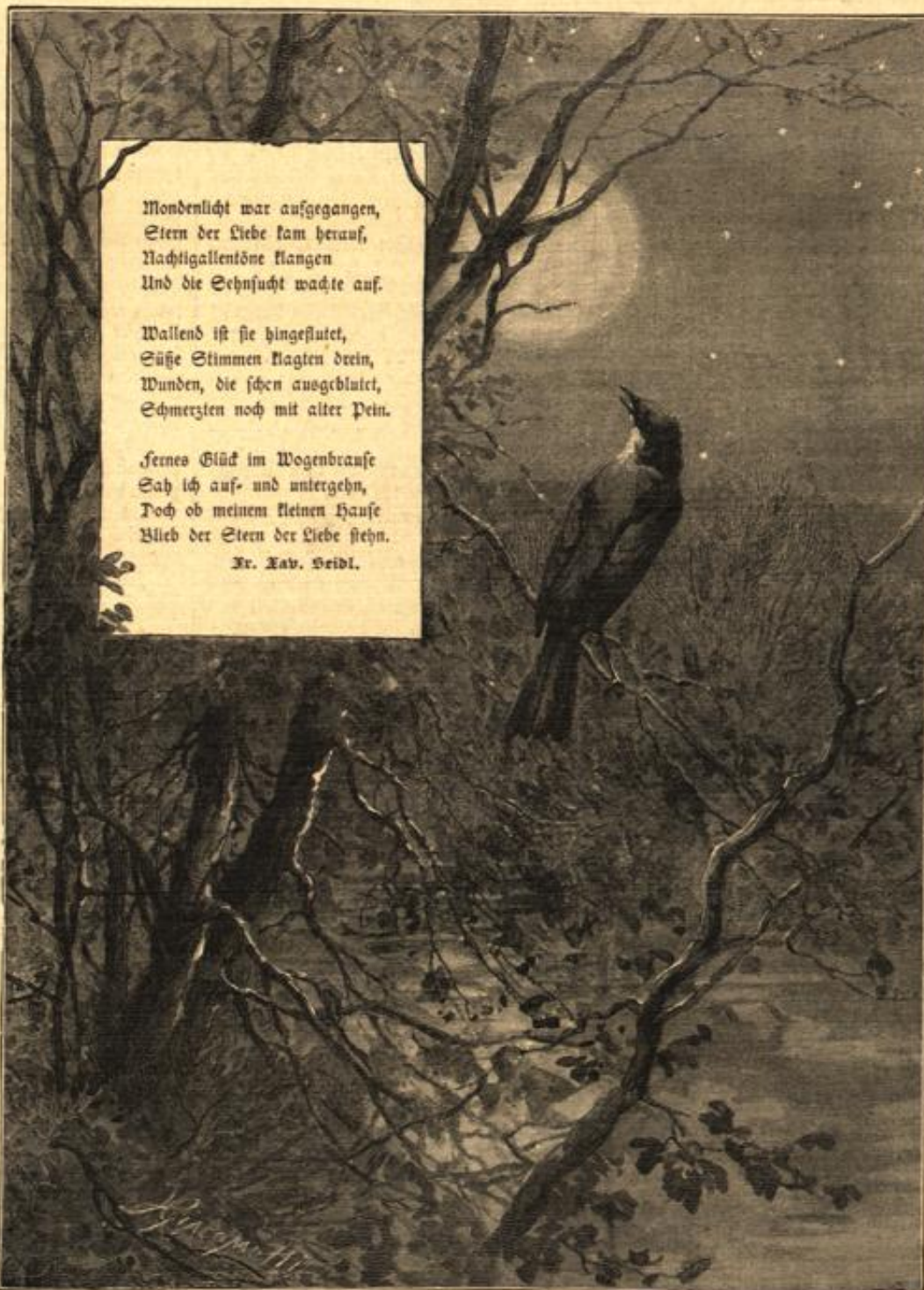
Ich konnte mein Geheimnis nicht länger mehr verbergen, es stand mir lesbar auf der Stirne geschrieben. Als Annie die Nachricht hörte, weinte sie bitterlich, und ich, blind wie bisher, glaubte, es geschehe aus Theilnahme für mich.

„Es ist eine Schande, Hugh,“ sagte sie, „daß sie, nachdem sie erst Dich in sich verliebt gemacht, nun eines andern Frau werden will.“

„Kein Wort über Miß Graham,“ erwiderte ich auffahrend, „sie ist ein Engel!“

„Gebt Frieden!“ sagte die Tante. „Uns geht es nichts an, zu was uns hineinmischen. Und überhaupt ist es auch besser so. Sie hätte niemals Hughes Frau werden können, und es thut kein gut, wenn junges Volk, das sich nicht heiraten kann, näher mit einander vertraut wird.“

Es lag ein Kern von Wahrheit in ihren Worten, obschon ich, von Wut und Eifersucht erfüllt, wenig darauf hörte. Einige Tage ruhigeren Nachdenkens brachten mich jedoch auf denselben Standpunkt — zeigten mir, daß ich ein Thor und daß die Nachricht, die so niederschmetternde Wirkung auf mich ausgeübt, nichts war, als was ich schon lange hätte voraussehen können, wenn ungerechtfertigte, wilde Leidenschaft mich nicht blind gemacht. Denn — nach allem — was war ich überhaupt Madelinen?



Mondenlicht war aufgegangen,
Stern der Liebe kam herauf,
Nachtigallentöne klangen
Und die Sehnsucht wachte auf.

Wallend ist sie hingestutet,
Süße Stimmen klangen drein,
Wunden, die schon ausgeblutet,
Schmerzten noch mit alter Pein.

Fernes Glück im Wogenbrause
Sah ich auf- und untergehn,
Doch ob meinem kleinen Hause
Blieb der Stern der Liebe stehn.

Fr. Kar. Heidl.

Mai. Zeichnung von H. Giacomelli.

Während meiner Knabenjahre hatte ich sie in kindlicher Liebe angebetet, später, als wir uns wieder trafen, sah ich deutlich, daß jene Episode, die für mich alles in allem gewesen, ihrem Gedächtnisse beinahe vollständig entschwunden war. Dann wollte ein günstiges Geschick, daß ich ihr das Leben retten konnte, dafür war sie mir dankbar gewesen und hatte nachher Gelegenheit gefunden, mir einen ähnlichen Dienst zu leisten: nun war die Schuld ja ausgeglichen — was wollte ich denn noch von ihr?

An all diese Wahrheiten denkend und sie mir immer wieder zu schlechtem Trost wiederholend, schlenderte ich eines Abends von dem Dorfe langsam nach Hause, am Gartenthore stand ich nochmals still und sah träumerisch über das Moor hin nach jener Stelle, wo ich vor Monden Madeline gerettet aus Ufer brachte.

Wie ich so dastand, kam plötzlich der Gedanke über mich, noch einmal jenen Platz zu besuchen, eilig machte ich mich auf und lenkte meine Schritte nach der einsamen Küste.

Es war eine schöne, helle Mondnacht, obwohl die dahinjagenden Wolken am Himmel Sturm ankündeten. Das Meer lag so still und friedlich da wie der Teich beim Herrenhause, kaum daß am Ufer leis die Welle anschlug und murrend über Sand und Kiesel verschäumte.

Der Mond schien mit bläulichem Lichte auf das alte Boethaus, das ich mit stiller Härlichkeit betrachtete, wußte ich doch das Fahrzeug darin, in dem Madeline gelegen. Allmählich versank mein Herz ganz in Gedanken an sie, mir war, als fühle ich wieder ihr Haupt an meiner Schulter ruhen, ihre kalten bloßen Arme sich um meinen Hals schlingen — ich hätte in dieser Minute mein halbes Leben darum gegeben, noch einmal jene Stunde durchzukosten.

Eben war ich im Begriffe, mit einem tiefen Seufzer den Platz zu verlassen, als eine Hand sich auf meine Schulter legte, mich rasch umdrehend, fand ich mich Madeline gegenüber.

Ja, sie war es wirklich, von Ansehen mehr ein Geist als ein Wesen von Fleisch und Blut, so weiß war ihr Gesicht, so todestraurig ihr Auge. Sie war von Kopf bis zu Fuß in kostbares Pelzwerk gehüllt, ein dunkler Shawl war um ihren Kopf geschlungen und unter dem Kinn zusammengeknüpft. Bei ihrem Anblicke stieg mir das Blut heiß bis zu den Schläfen, ich behielt jedoch Fassung genug, sie anreden zu können.

„Madeline,“ sagte ich, „Miß Graham, Sie hier zu dieser Stunde?“

„Ja,“ erwiderte sie gelassen mit mattem Lächeln, „es ist ein seltsamer Ort, wo wir uns finden, aber Sie wissen ja, Mr. Trelany, ich bin überhaupt ein seltsames Wesen. Doch, die Wahrheit zu gestehen, ich bin Ihnen gefolgt.“

„Sie folgten mir?“

„Ja. Ich bin nach dem Abendessen mit Anita fortgegangen, in der Absicht, Ihrem Hause einen Besuch abzustatten. Als wir in dessen Nähe kamen, sahen wir Sie an dem kleinen Gartenpförtchen stehen und wie wir auf Sie zugehen, schritten Sie querselbsten über das Moor nach dem Strande. Ich sandte Anita zurück und folgte Ihnen bis hierher.“

Ich konnte mich ihrer Gegenwart nicht so recht erfreuen, war es mir doch eine wahre Qual, ihr so nahe zu sein, sie anzuschauen und zu wissen, daß sie von ihrem Bräutigam kam. Ich bezwang mich jedoch und sagte:

„Es ist nicht recht, daß Sie sich der Nachtlust aussetzen. Darf ich Sie nach Hause geleiten?“

„Ja, bald,“ erwiderte sie, ohne mich dabei anzusehen, hinaus in die See starrend. „Vorher aber habe ich mit Ihnen zu sprechen. Ist es wahr, daß Sie von hier fortgehen?“

„Ja, es ist wahr.“

„Und Sie gehen gerne, gerne von daheim fort?“

„Ja,“ erwiderte ich. „Was mein Heim betrifft, so ist es kaum mehr ein solches zu nennen, alles ist so traurig verändert. Mein Onkel ist so verdüstert, ich kenne ihn beinahe nicht wieder, meine arme Cousine, mit ihrer Sorgenlast, sitzt lebensmüde im Hause und verkriecht sich vor jeder menschlichen Seele. Es wird ein wohlthätiger Wechsel für mich sein, vielleicht daß mir auch noch irgendwo einmal das Glück lacht. Gott gebe es! Jedenfalls ist hier für mich keines zu finden.“

„Sie sind so bitter,“ fuhr Madeline fort, „Sie wünschen also nicht hier zu bleiben?“

„Warum sollte ich es wünschen? Vor einigen Tagen noch wäre es etwas anderes gewesen. Heute ist alles vorbei — alles vorbei!“

„Was wollen Sie damit sagen, Mr. Trelany?“

„Was ich damit sagen will?“ erwiderte ich, jede Selbstbeherrschung verlierend, „daß durch all diese Zeit voll Trübsal und Sorge mich ein einziger Gedanke, eine einzige Hoffnung aufrecht erhalten. — Miß Graham, wir sind allein jetzt, kein dritter vermag mich zu hören. Ich sehe Sie vielleicht in meinem Leben niemals wieder, darum soll es einmal gesagt sein: Ich liebe Sie, habe Sie lieb gehabt mein Leben lang!“

Sie erhob ihre Hand und sagte hastig: „Mr. Trelany, nicht weiter, ich bitte Sie!“

Doch es war zu spät, ich ergriff ihre Hand und preßte einen leidenschaftlichen Kuß darauf.

„Ich liebe Sie,“ fuhr ich fort, „in jenen längst entschwundenen Tagen schon, als wir noch Kinder waren. Später legte die tobende See Sie mir wieder in die Arme und, Gott helfe mir, die alte Leidenschaft entbrannte neu

in meinem Herzen mit zehnmal stärkerer Blut. Wieder hatte ich in Ihr Gesicht geschaut und hatte von da an keinen andern Gedanken, keine andere Hoffnung mehr. Ich wußte, daß es Wahnsinn sei, wußte, welch ein Abgrund zwischen uns lag und — Thor, der ich war — liebte Sie dennoch, träumte mich dennoch in ein Paradies hinein. Ich war ja schon glücklich im bloßen Bewußtsein dieser Liebe, glücklich, wenn ich nur dann und wann Ihr Antlitz schauen durfte!“

Ich schwieg und ließ ihre Hand fallen — Madeline weinte. „Miß Graham,“ rief ich, „weinen Sie nicht! Um Gottes willen nicht! Sie haben ein Recht, mich zu hassen nach dem, was ich Ihnen gesagt.“

Hastig wischte sie die Thränen aus ihren Augen und wandte sich zu mir mit traurigem Lächeln.

„Bitte, reden Sie nicht so. Ich ehre und achte Sie mehr als ich es sagen kann, mehr als ich selbst es mir gestehe. Ich werde immerdar für Ihre Wohlfahrt, für Ihr Glück zum Himmel beten und werde Sie nie vergessen, so lang ich lebe!“

„Gott segne Sie!“ murmelte ich, auf ihre Hand einen Kuß drückend.

„D nicht, nicht!“ flüsterte sie. „Es ziemt mir eher, vor Ihnen mich zu beugen, vor Ihnen, der Sie so viel größer, herziger, so viel besser sind wie ich.“

Sie ging einige Schritte seitwärts, ich selbst schaute gedankenvoll auf das Meer hinaus.

Auf einmal sagte ich: „Miß Graham, wann wird Ihre Hochzeit stattfinden?“ Sie schaute mich groß an, zögerte einen Augenblick, dann erwiderte sie:

„Ich weiß es nicht genau. Ich werde jedoch bald nach London gehen, die Trauung soll dort geschehen.“

Jedes ihrer Worte drang wie ein Dolchstoß mir ins Herz. Noch hatte ich mich an die Hoffnung geklammert, das Gerücht möchte doch gelogen haben, nun schwand der letzte Schimmer.

„Warum,“ fuhr ich verzweiflungsvoll fort, „wollen Sie Ihren Vetter heiraten?“

Wieder sah sie mich mit weitgeöffneten Augen an, es durchlief sie wie ein leises Zittern.

„Warum heiratet man gewöhnlich?“ erwiderte sie; „überdies ist da ein anderes, schwerwiegendes Motiv noch.“

Mein Vetter ist verhältnismäßig arm, ich bin reich, er hat große Verbindlichkeiten, die eine Heirat mit mir aus dem Wege schafft.“

„Und das hat er Ihnen auseinandergelegt?“

„Nein, er weiß es nicht, daß ich seine Lage kenne. O, Mr. Trelany, glauben Sie mir, es trägt jeder sein heimliches Sorgenbündel und meine arme Tante erliegt unter dem ihren. Seit des Onkels Tod sind ihre Verhältnisse sehr zurückgegangen.“

„Und da sollen Sie nun geopfert werden, dieselben wieder zu ordnen?“

„Dem kommt das Opfer zu gut.“

„Fragte Ihre Tante Sie, ob Sie ihren Sohn lieben?“

„Nein, sie fragte mich nur, ob ich irgend einen andern zu heiraten im Sinne habe, und da antwortete ich der Wahrheit gemäß: Nein!“

Wir verließen den Strand und gingen miteinander über das Moor, Madeline leicht auf meinen Arm gestützt. Keines sprach ein Wort.

Auf der Straße angelangt, gingen wir bis zum Redruthschen Park, am Gitterthore standen wir still.

„Leben Sie wohl, Miß Graham!“ sagte ich, meine Hand ausstreckend.

„Soll das der Abschied sein?“ erwiderte sie.

„Ja,“ gab ich zurück. „Der Abschied wird es wohl sein. In acht bis zehn Tagen werde ich St. Gurlott verlassen, dann werden wir uns kaum jemals wiedersehen.“

Vorher ich gewahrt wurde, was sie zu thun im Begriffe war, hatte sie meine Hand erfaßt und an ihre Lippen geführt.

„Leben Sie wohl, teurer Freund,“ flüsterte sie, „und Gott sei mit Ihnen!“ — Ein Schluchzen noch und sie war gegangen.

Wie versteinert schaute ich der zarten Gestalt nach, wie sie die mondbeschienene Allee hinauseilte und endlich unter den Bäumen verschwand; dann wandte ich mich mit tiefem Seufzer zum Gehen. So bitter ich auch um meine Liebe zu Madeline gelitten, ich hätte doch nicht einen Augenblick gewünscht, daß ich sie nie gekannt.

Stehenundzwanzigtes Kapitel.

Die ganze Zeit lag es wie ein zwiefacher Schatten über mir, einerseits diese unselige, hoffnungslose Liebe, andererseits die Angst um meinen Onkel. Ich allein von allen, die um ihn waren, ahnte die wahre Ursache der Seelenpein, die ihn immer tiefer und tiefer zu Boden drückte und den ehemals so rüstigen Mann vor der Zeit entkräftete. Wohl ging er wieder wie zuvor an sein Tagewerk, aber er that es wertlos und lässig, beinahe mechanisch nur, und während der langen Abendstunden saß er, still vor sich hinbrütend, am Kamine, jedesmal erschreckt auffahrend, wenn sich Fußtritte hören ließen oder jemand an die Thüre klopfte, im übrigen zeigte er wenig oder gar kein Interesse für alles, was rund um ihn herum vorging.

Die arme Annie nahm es wohl wahr, und da sie sich anlagte, die Ursache all dieses Jammers zu sein, war sie doppelt bemüht, auf des Onkels geringste Wünsche zu achten, und suchte dieselben mit hingebendstem Eifer zu erfüllen. Die Strenge ihrer Mutter lastete schwer auf ihr, schwerer

aber noch dies klagelose Dulden desjenigen, der für sie allezeit der zärtlichste der Väter gewesen; niemand hätte in der blassen, leidend aussehenden Frauengestalt das lebensfrohe, heitere Mädchen wieder erkannt, das ehemals der Sonnenschein des kleinen Hauses war.

All dies verursachte mir schweren Kummer und beugte auch mich gänzlich darnieder; ich sehnte mich darnach, die Stätte so vielen Jammers baldmöglichst verlassen zu können. Wäre ich in irgend einer Weise im Stande gewesen, die Wunden, die ein böses Geschick da geschlagen, heilen oder auch nur mich über alles frei und offen aussprechen zu können, es wäre noch ein anderes gewesen, so aber waren mir Hand und Mund nach jeder Richtung hin gebunden; dann überfiel mich auch wieder die Furcht, andere möchten zufällig entdecken, was immer noch, ein Unausgesprochenes, zwischen mir und dem Onkel lag. So, mir vollständig bewußt, daß mein unthätiges Verweilen in St. Gurlott keinem von uns allen zu irgend welchem Nutzen gereichen könne, konnte ich die Zeit kaum erwarten, wo ich an meinen neuen Bestimmungsort, der in der angrenzenden Grafschaft lag, abzureisen hatte.

Ebenso drängte es mich auch, aus der Gegend fortzukommen, wo das Verlöbniß zwischen Madeline Graham und George Redruth allmählich Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden war, wo ich hundertmal des Tages darüber sprechen hören mußte, was alles wieder im Herrenhause darauf Bezügliches passirt. Nach dem Abschied, den ich von Madeline genommen, hatte ich sie selbst nicht mehr gesehen, wohl aber erfahren, daß sie einige Tage darauf nach London abgereist sei, begleitet von George Redruth und dessen Mutter. Der Zweck dieser Reise sollten die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Hochzeit sein. All dies ließ es mich doppelt wünschbar erachten, St. Gurlott baldmöglichst zu verlassen.

Daß ich Madeline für immer verloren, war klar, und obgleich ich niemals irgendwelche Hoffnung gehegt hatte, sie mir je erringen zu können, so lastete die unumstößliche Gewißheit des Verlustes doch unerträglich schwer auf mir. Um fortleben zu können, mußte ich suchen, männlich zu vertragen, was einmal gewesen und dies höchstens als thörichten Traum ansehen; so lange ich aber in ihrer Nähe weilte, war ein Vergessen unmöglich.

Der Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tag war der düstersten einer, die je in dem kleinen Häuschen erlebt wurden. Unser aller Herzen waren überfüllt. Obgleich ich ja nur in die nächste Grafschaft ging und obgleich ich versprochen hatte, die alte Heimat so oft als möglich aufzusuchen, so schien es mir doch, als ob das alte Leben für immer nun seinen Abschluß gefunden. Seit meinen Knabenjahren hatte ich bei den guten Leuten, die Vater- und Mutterstelle an mir vertraten, gewohnt, St. Gurlott war meine kleine Welt, das schlichte Haus mein einziges Heim gewesen; ich hätte wahrlich aus hartem Stoff gemacht sein müssen, wenn mir der Abschied nicht schwer aufs Herz gefallen wäre. —

Wir saßen mitammen rund um den Kamin. Ich versuchte einen heiteren Ton anzuschlagen und sprach hoffnungsvoll von der Zukunft, es half aber nichts! So gern ich wegging, ein freiwilliges Weggehen war es doch nicht; wo ich so lange gelebt, wäre ich am liebsten auch gestorben.

Meine Tante, die noch eifrig an einem Paar für mich bestimmter Strümpfe strickte, lauschte auf meine Zukunftspläne und schüttelte kummervoll den Kopf dazu.

„s ist gut, wenn's einer nicht schwer nimmt,“ sagte sie, „und s geht leicht, wenn einer jung ist. Aber sie sagen, Gwendolwen sei ein einfacher Platz.“

„Nicht die Idee!“ erwiderte ich lachend. „Noch nicht halb so einsam wie St. Gurlott.“

„Und dann so weit weg, s ist gerade, als ob einer übers Meer ginge.“

„Ach was, s ist in direkter Linie nicht mehr als etwa vierzig Meilen, ein Mann kann's auf einem guten Pferde in wenigen Stunden machen. Und was die Mine anbetrifft, so ist's doch ein Unterschied, ob man, wie hier, unter der Erde oder, was noch schlimmer ist, unterm Salzwasser arbeitet, oder, wie dort, unter freiem Himmel, im Sonnenschein. Ist's nicht so, Onkel?“

Der Onkel, der an seinem gewohnten Plaz mitten vor dem Kaminfeuer saß, sah mit leeren Blicken rundum und nickte.

„s ist so, Junge, s ist so.“

„Von Sonnenschein spricht er,“ sagte die Tante. „Hier wird kein Sonnenschein mehr sein, weder für den Vater noch für mich, wenn unser Junge gegangen. Ich weiß nicht, was aus dem Vater werden wird, wenn Du fort sein wirst. Du warst seine rechte Hand schon von der Zeit an, wo Du kaum mehr als ein Kind gewesen und nun es mit ihm so steht, bist Du es erst recht. Ich tadle Dich nicht, Junge, Du thust recht, Dein Glück draußen zu suchen, denn hier ist ein schlechter Plaz, Gott weiß es, für solch braven, tüchtigen Jungen wie Du.“

„Hugh wird bald zurückkommen, Mutter,“ bemerkte Annie, die hinter ihres Vaters Stuhl stand. „Er geht ja nur für kurze Zeit.“

„Sicherlich,“ entgegnete ich. „Oder noch besser, wenn ich, wie die Tante meint, mein Glück mache, so kommt ihr alle zu mir und bleibt bei mir.“

„Du dem ist's zu spät,“ erwiderte die Tante. „Wir sind alte Leute und unsere Stunden sind gezählt. Wenn der Junge zurückkommt, wird's zu unserem Begräbnis sein.“

„Unfinn, Tante!“

„Ich hätte zufrieden sterben können, Hugh, wenn ich Dich vorher noch als glücklichen Gatten gesehen, mit Kindern auf Deinen Knien,“ fuhr sie fort, einen Blick auf Annie werfend und sich ihrer alten Pläne erinnernd, die wie ein Kartenhaus zusammengefallen waren.

„Ich werde nie heiraten!“ sagte ich, unwillkürlich in einen schwermütigen Ton verfallend.

Darauf folgte eine lange Pause. Die Worte meiner Tante hatten eine Saite angeschlagen, die in uns allen schmerzlich widerklang. — Den Bann, der auf uns lag, zu heben, stand ich auf und ging ans Fenster. Es war eine herrliche Vollmondnacht.

„Wir werden schönes Wetter haben,“ sagte ich, „der Wind hat nach Norden umgeseht.“

Wie ich sprach, öffnete sich die Thüre und herein trat John Rudd, den Hut in der Hand. Er begrüßte uns rundum und nahm dann auf der Tante Geheiß am Kaminfeuer Platz. Nachdem er einige Augenblicke still vor sich hingelächelt, langte er tief in eine seiner großen Taschen und brachte aus derselben eines seiner üblichen Falmouth-Geschenke.

„Sie wollen morgen fort, Master Hugh?“ fragte er plötzlich.

„Ja, John, nach dem Frühstück reise ich ab.“

„Ei, ei! So früh schon? Zu Pferd wohl?“

„Nein, ich gedenke zu Fuß über das Moor zu gehen. Ihr wißt ja, ich bin ein guter Fußgänger, in zwei Tagen wird's zu machen sein.“

„Um, 's ist ein ganz verzeufelter Weg, Master Hugh, auch sagen die Leute, daß Schnee auf dem Moor läge. Schade nur, daß es nicht meine Route ist, das wäre was für mich gewesen, Sie hinzufahren.“

„Danke, danke, guter John!“ sagte ich.

„Du mein Gott, 's ist mir gerade, als ob's gestern gewesen wäre, wie ich Sie, einen kleinen Jungen, in meinen alten Karren geschoben. Erinnern Sie sich noch, Master Hugh, wie ich einen Vers auf Mistress und Miß Annie machte und Sie ihn so schön niederschrieben, als ob's gestochen gewesen wäre?“

„Gewiß erinnere ich mich! Ihr macht jetzt nicht so viel Verse mehr, John?“

Ueber John Rudds Gesicht flog ein trauriger Zug, er kratzte sich in kläglich Weise den Kopf.

„Ich glaube, es geht nicht mehr,“ murmelte er, „und dann, so Verse, 's ist mehr für junges Volk als für so'n alten Kerl wie John Rudd. Hier und da freilich, da kommt mir noch so was in den Kopf, aber ich kann's nicht mehr behalten. Ja, wenn Sie dann gerade bei der Hand wären.“

Darauf setzte er hinzu, seine großen Hände auf den Knien auseinanderstreichend und die Stimme zu leisem Flüstertone herabsinken lassend:

„Hab' ich Ihnen das Gedicht nie gesagt, was ich damals gemacht, als man Sie des Mordes an dem Inspektor beschuldigte?“

Ich sah meinen Onkel auffahren und die Farbe wechseln, während ihm die Pfeife beinahe aus dem Munde fiel.

„Sprechen wir nicht von dem jetzt, John!“ rief ich schnell, „lieber von was anderem, Angenehmerem!“

„Auch recht, Master Hugh,“ erwiderte der Poet. „Wollen Sie die neueste Neuigkeit hören?“

Ich nickte und er fuhr fort:

„Der junge Herr wird morgen von London heimkehren mit seiner Braut.“

„Woher wißt Ihr das?“ rief ich, bis in die Schläfen errötend, überzeugt, daß aller Augen plötzlich auf mich gerichtet waren.

„Ich brachte einen großen Koffer nach dem Herrenhause, Master Hugh, adressirt an die junge Miß, und wie ich in der Küche war und mit dem alten Koch ein Glas Wein trank, da sagte er mir, daß ein Brief angekommen sei, der die Heimkehr der beiden auf morgen angesagt habe. So ist's.“

Er wußte nicht, welche Qual er mir verursachte, jedes seiner Worte ging mir ins Herz wie ein Dolchstich. Wieder machte ich den Versuch, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu leiten, und es gelang mir auch, aber obschon die gute Seele noch von dem und jenem plauderte, so dachte ich doch nur an das eine — an die Rückkunft des Brautpaares!

(Fortsetzung folgt)

Schach und matt.

(Bild S. 484.)

Es ist so — Schach und matt — kein rettender Zug zu finden! Und er war doch sonst ein trefflicher Schachspieler, der Herr Eskadronschef a. D., wie er ein schneidiger, tapferer Soldat gewesen, der anno 1870 seine Schwadron gegen die Franzosen geführt, als gälte es einen Spazierritt. Heute jedoch ist aus dem Sieger ein Besiegter geworden. Die Luft im Salon war aber auch — so kam es ihm wenigstens vor — ausnahmsweise schwül; dann die Gegenwart dieses unaussprechlichen Cousins und die brüderliche Toilette der jungen Witwe, die heute zum erstenmale das Trauergewand abgelegt. Der Duft von Violett de Parme, der sie umgibt, der kleine Fuß, der so leicht aus Rüschen und Spitzen hervorsteht und sich in leisem Takte wiegt, die schmalen, rothigen Fingerringe, die so zielbewußt die zierlichen Schachfiguren vorchieben, das alles hat ihm das Siegen schwer, es hat es ihm unmöglich gemacht.

Die Dame hat jedoch den letzten, entscheidenden Zug gethan, der kleine, fein lächelnde Mund hat „Schach“ angelacht — „Schach und matt!“ — und nun lehnt sie sich in stillem Triumph zurück in den weichen Lehnstuhl und läßt die dunklen, tiefen Augen vieljähig auf dem Besiegten ruhen, der Komplimente nicht achtend, die ihr der fidele Cousin zuflüstert. — Ja, er ist besiegt; noch kann er es nicht begreifen, aber es ist doch so — gestellt von der Königin, Schach und matt!

So ungefähr mag sich der Künstler den Vorgang gedacht haben, den er in so liebenswürdiger und anmutender Weise in dem von uns wiedergegebenen Bilde zur Darstellung bringt.

Ein Hochzeitzug im nordöstlichen Schlesien.

(Bild S. 485.)

Durchblättert man heute die deutschen Zeitchriften, so tritt uns gewiß fast in jeder Nummer in Wort und Bild der ost- oder westafrikanische oder der im stillen Ozean sein idyllisches Dasein führende schwarze Mitbürger entgegen. Es wird deshalb — denn Abwechslung erfreut — wohlthun, den Blick auch einmal wieder nach innen zu richten.

In der That, auch innerhalb der schwarzweiß-roten Grenzpfähle auf unserem alten Kontinente gibt es noch manchen Bruder- und Stiefbruderstamm, dessen Leben und Treiben, dessen Sitten und Gebräuche einem großen Teil der deutschen Leserschaft noch eine terra incognita und vielleicht deshalb auch interessant sind.

Es ist heute unser „Bruder polnisches“, das uns der Künstler in Sonn- und Hochzeitstaat und -stimmung vorführt.

Sie sind im ganzen ein harmloses Völkchen, die sogenannten Wasserpolanden, die den größten Teil der rechten Oderuferseite Schlesiens bewohnen. Vor allem würde man ihnen unrecht thun, wenn man sie als die Hintermänner einiger national-polnischer Heißsporne betrachten wollte. Versuche, diese Leute in solches Fahrwasser hereinzuziehen, sind bislang noch stets mißglückt. Sie lassen bei einem Glase Koralka (Branntwein) mit Ueberzeugung Kaiser Wilhelm und Bismarck leben und kümmern sich sonst wenig um Politik.

Doch zu unserem Bilde!

Es hat manchen Kampf gelöst, ehe es unserem Jura (Georg) gelungen ist, seine Rascha (Katharine) zum Altar zu führen. Wenn ich sage Kampf, so bezieht sich dies nur auf die Regelung der materiellen Vorbedingungen zu einem wohlgeordneten Ehebunde. Da steht es oft hartem Streit, in dem natürlich die Eltern der Braut und des Bräutigams in erster Reihe stehen. Ist schon hat die Verweigerung eines Kindes, eines Rathes oder gar nur einer Anzahl Gänse dem schönen Liebestraum eines jungen Paares ein Ende gemacht. Glauben wir, daß in unserem Falle Jura und Rascha nur die Reizung zusammengeführt hat, denn sie sitzen ja so glücklich und zufrieden auf dem Hochzeitswagen. Derselbe ist mit vier munteren polnischen Pferdchen bespannt, jenen Tieren, die es in harter, ausdauernder Arbeit manch edlem Köhlein zuvorthun. Musikanter und Brautjungfern haben mit auf dem Wagen Platz genommen.

Wenn den Instrumenten der ersten bisweilen eine Dissonanz entzückt, so ist dies natürlich nur dem holperigen Wege zuzuschreiben.

Der Hochzeitsbitter, mit Sträußchen und Bändern geschmückt, geleitet zu Pferde das junge Paar. Unsere Segenswünsche sollen ihnen folgen. Mögen Jura und Rascha glückliche Eheleute werden! Das Bild ist in jedem Striche dem Leben abgelauscht und nachgebildet und das ist wohl das Beste, was man darüber sagen kann.

G. Horn.

Ueber das Abblättern und Blasiqwerden von Firnisaustrichen

sind verschiedene Ansichten ausgesprochen und ganz annehmbare Theorien aufgestellt worden, aber des Pudels Kern treffen sie nicht ganz. Die wirkliche Ursache ist nach einer Angabe im „American Coach Painter“ folgende:

Das Blasiqwerden lackirter Flächen, nachdem der Firnis zum Trocknen die nötige Zeit gehabt hat, entsteht durch Verdunstung von Feuchtigkeit, die unter der Lackschicht eingeschlossen war. Das Verdunsten geschieht durch Hitze und selten, wenn überhaupt jemals, entsteht eine Blase auf einer lackirten Fläche ohne sehr starke Temperaturerhöhung bis nahe an die Hitze, welcher der Lack bei seiner Bereitung ausgesetzt war. Die Anhäufung von Feuchtigkeit unter der Firnischicht kann auf verschiedene Weise vor sich gehen, deren eigentümlichste das Einschließen von Feuchtigkeit beim ersten Poliren ist. Während des Schleifens aus dem Rauchen wird das benetzte Wasser teilweise absorbiert, und wenn man vor Auftragen der Politur- und Lackschichten dem Gegenstande nicht hinreichende Zeit zum Trocknen läßt, so sammelt sich eine große Menge Feuchtigkeit in den Zellen des Materials an. Leinölfirnis enthält Wasser und um so mehr, wenn das Öl aus dem Samen durch Dampf gepreßt ist. Auch das so flüchtige Terpentinöl bildet eine verdunstende Substanz, die selbst bei geringer Wärme in Thätigkeit tritt und beim Entweichen entweder die überliegende Schicht, wenn elastisch, in Blasen aufsteigt, oder, wenn hart und unnachgiebig, in Risse und Sprünge zerfällt.

Die erste Ursache des Blasiqwerdens ist Feuchtigkeit entweder als Wasser oder als verdampfende Flüssigkeit wie Terpentinöl. Dann war ferner das Holz vielleicht nicht trocken genug oder nahm im Verlaufe der Arbeit, wie Bliegen durch Dampf und dergleichen, Feuchtigkeit auf. Endlich kam wohl aus dem beim Abschleifen benetzten Wasser noch etwas davon in das Material, und alle diese Einflüsse führten zu unangenehmen Resultaten.

Das „trockene Blasiqwerden“ ist einfach die hastige Absorption von Flüssigkeiten aus den oberen Schichten von Anstrichen, die sehr porös sind und nicht die nötige Binde- und Klebkraft haben. Um das Blasiqwerden zu verhüten, schlichte man jeden Schlupfwinkel für Feuchtigkeit und lasse jede Lackschicht sorgfältig trocknen, bevor eine neue aufgetragen wird.

B.A.

Ein fideles Gefängnis.

Erinnerung aus dem Kriege von 1870/71

von

J. Steinbeck.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Das ist im Leben höchlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stechen“ —

singt der Dichter und gewiß mit Recht. Ich aber sage: Das ist im Leben herrlich eingerichtet, daß man mit der Zeit das Stechen der Dornen vergißt, aber den Duft der Rosen im Sinne behält, das heißt, daß das Unangenehme in der Erinnerung verblaßt, das Angenehme aber bleibt. Wie wäre es sonst möglich, daß die Erinnerungen an den grausigen, menschenmordenden Krieg von 1870/71 fast alle einen heiteren, humoristischen Charakter tragen — wir haben doch des Entsetzlichen mehr, viel mehr, als des Angenehmen erlebt? So fällt auch mir aus jenen wildbewegten Tagen eine heitere Episode ein, die ich den freundlichen Lesern erzählen möchte.

Das gewaltige Kriegsgewitter war fast vorüber, schon hatte Paris kapitulirt und Waffenstillstand war geschlossen worden. Es war in den letzten Tagen des Januar 1871. Nur wir von der Südmaree Manteuffels waren ausdrücklich von dem Waffenstillstand ausgeschlossen; das Duell Bourbaki mit Werder, respektive Manteuffel sollte zu Ende gefochten werden, das heißt mit anderen Worten, die französischen Machthaber überließen die unglückliche Armee, die Gambettas Wut gegen Werder bei Belfort geheißt hatte, nachdem der Plan des ersten gescheitert, ihrem Schicksal. Und welchem Schicksal! Hungernd und frierend, mit erfrorenen Beinen und Füßen lagen die sechzehn- und siebenzehnjährigen Burschen aus Lyon und Marseille am Wege und bettelten um die Gnade, sie gefangen zu nehmen. Eine Patrouille von drei Mann brachte einhundertunddreißig Gefangene ein. Größer, als in den Tagen vor dem Uebergang in die Schweiz das Gland dieser Bourbakis Armee war, kann das der großen Armee beim Rückzug aus Rußland 1812 nicht gewesen sein. Das ist der freilich sehr düstere Hintergrund, von dem die heitere Scene, die ich im Sinne habe, sich desto leichter abhebt.

Abschließ von der großen Heerstraße in die Schweiz, auf der jenes Trauerspiel vor sich ging, in einem Seitenthal des Jura, das selbst im Januar seine Lieblichkeit nicht verleugnen konnte, liegt das Dorf Aubry, auf welches der Marsch eines Bataillons preussischer Infanterie, bei dem ich als einjährig-freiwilliger Unteroffizier stand, an einem jener letzten Januartage 1871 ging. Je weiter wir von der Landstraße und entfernten, desto mehr verstummte der grausige Lärm des Krieges und bald umfing uns wohlthuende Stille und ungewohnter Friede. Hierher schien der Krieg mit seinen Schrecken noch nicht gedrungen zu sein, sollten wir ihn noch kurz vor seiner Veenbigung hieher tragen und Brand und Verwüstung in das stattliche Dorf zu unseren Füßen bringen? Mitleiden und Bedauern durchzog bei solchem Gedanken manche Kriegerbrust, das Bild vor uns war trotz Winter und Schnee ein zu anmutiges und idyllisches.

„Bataillon halt! — Gewehr ab!“ Die Kolben klirrten im Takt auf das Pflaster des Marktes von Aubry nieder. Um und standen die Bewohner des Dorfes, alt und jung, und betrachteten mit grenzenlosem Erstaunen, gegen das selbst die Furcht nicht aufkam, die wie aus dem Boden gewachsenen, hier vorher nie gesehenen Prussians. Dann rückten die Compagnien in die schnell gemachten Quartiere, unsere aber, die sechste, gab die Wachen. „Natürlich!“ brummte der lange Sergeant Martens neben mir, „natürlich! Wir sind allemal diejenigen, welche — nun thun die anderen sich in den guten Quartieren bene und wir saugen auf der Wache an den Fingern. Verfluchtes Pech!“ — Martens, Martens, wenn du gewußt hättest, was deiner auf dieser Wache harrte, du hättest dich nicht so gegen das Schicksal versündigt!

„Sergeant Martens mit fünfundsiebenzig Mann bezieht die Hauptwache.“ Knarrte die verstohlene Stimme des Feldwebels; „Unteroffizier Beckstein“ — das war meine Benignität — „weil er französisch kann, zieht mit ihm.“ So, das hat man nun davon, daß man in seiner Jugend sich mit avoir und être rumgeplagt und den kleinen und großen Ploek mit eifrigem Bemühen studirt hat. Zum Lohn für solchen Eifer muß ich in Feindesland auf Hauptwache ziehen, während die anderen sich auf die Bärenhaut legen. Und „weil er französisch kann“, wie das pomphaft klingt! Ach du lieber Gott! Mit dem „französisch können“ war es nicht weit her, ich radebrachte kaum das Notwendigste und war oft in hellster Verzweiflung, wenn mich die Pisangs — wie wir die französischen Bauern nannten — nicht verstanden oder verstehen wollten. In den Augen des Feldwebels freilich war ich ein Meister der Konversation, und Sergeant Martens, der zweite Gewaltige in der Compagnie, pflegte im Falle des Wüthens meiner Dolmetschkünste mich zu trösten: „Die Nation ist so dumm, daß sie ihre eigene Sprache nicht versteht.“

Bald hatten wir uns mit der Findigkeit, die der Soldat im Felde so schnell lernt, in der Mairie installiert, deren Erdgeschoß, in friedlichen Zeiten als Schule benützt, nun und als Hauptwache angewiesen war. Unsere dienstfreie



Schach und matt. Gemälde von J. Steinhilber. (S. 483.)



Ein Brautmagen bei den Bauern des nordöstlichen Schlesiens. Originalzeichnung von G. Horn. (S. 483.)

Mannschaft kochte im Hufe Reis und Rindfleisch, ich sah mit Martens am notdürftig geheizten Kamin und rauchte Liebeszigarren. Plötzlich erscholl der Ruf der Schildwache: „Wache heraus!“ Die Dorfstraße hinauf kam ein wunderlicher Zug, voran hoch zu Ross der Major, neben ihm der Adjutant. Man sah, die beiden waren noch nicht seit unserer Ankunft aus dem Sattel gekommen; dann mit gezücktem Säbel ein Lieutenant, hinter ihm zwei Sektionen Soldaten und in deren Mitte drei bejahrte französische Landleute, zwei in fast städtischer Kleidung, der dritte in Holzpantoffeln, blauer Bluse und weißer Zupfmütze. Den Schluß des Zuges bildete der Maire des Ortes, ein kleiner, lebhaft gestikulirender Herr und mit ihm Dreiviertel der gesamten Dorfbewohner mit Lärmen, Schreien und Jammern, daß man glauben möchte, der jüngste Tag bräche herein. Vor der Hauptwache machte der Zug Halt und der Major übergab dem wachhabenden Martens die drei Gefangenen zur sichersten Aufbewahrung.

Als sich nach einer Stunde der Schwarm der jammern- den und schreienden Bauern, nicht ohne gelegentliches Zureden unserer Leute mit dem Kolben, verlaufen hatte, erschien der Adjutant wieder und ließ mich heraustrufen. Er fragte nach den Gefangenen, wie sie untergebracht wären, wie sie sich verhielten und dergleichen mehr. Dann die Stimme zum vertraulichen Flüsterton senkend, meinte er: „Sollte es ohne Aufsehen möglich sein, den Gefangenen einige Vergünstigung zu gewähren, nun, so ließe sich am Ende ein Auge zudrücken. Die ganze Sache ist dem Major sehr fatal, aber Befehl — Sie wissen — ist Befehl.“ War ich vorher schon über das Verbrechen der Gefangenen im unklaren gewesen, so dienten diese Andeutungen nicht dazu, mich aufzuklären. Ich bat daher geradezu um nähere Verhaltungsmaßregeln. „Ach was, Verhaltungsmaßregeln! Die kann ich Ihnen nicht geben, aber damit Sie wissen, um was es sich handelt: das Dorf soll zwanzigtausend Franken Kriegscontribution geben; die Mäcker weigern sich, weil sie wissen, daß der Waffenstillstand jeden Augenblick eintreten kann. Da haben wir die drei reichsten Einwohner des Orts auf höheren Befehl so lange als Gefangene zu behandeln, bis der Widerstand der Einwohner gebrochen, respektive bezahlt worden ist.“ Weg war er — mir aber war ein Stein vom Herzen gefallen. Also keine Franc-tireurs, keine Spione, an denen wir vielleicht schon am nächsten Tage die verdiente Strafe zu vollstrecken hatten. Gott sei Dank! Es handelt sich nur um Geld, um zwanzigtausend Franken! Und mit diesem Gefühle der Erleichterung trat ich zu den Gefangenen ein. Sie mochten es mir ansehen, daß ich kein Unglücksbote sei, denn sie umdrängten mich, ergriffen meine Hände und nun ging's los: „Bon garçon! Bon garçon!“ und sie versicherten mich ihrer Hochachtung und daß zwischen uns durchaus keine Feindschaft sei, bis zuletzt der eine mit einem „Sapristi!“ zwischen den Zähnen beteuerte: „Aber das Geld bezahlen wir nicht!“ Das war das Signal für die beiden anderen zu einem: „Jamais, jamais, jamais!“ von dem mir noch heute die Ohren gellen. Zur Thüre herein stürzte Martens, denn er glaubte mindestens, daß ich schon einen Pisang erbrochen hätte, weil die anderen so schrien. Mit Mühe brachte ich ihn davon ab, die Kerle alle dreie wegen ungebührlichen Lärmens auf Wache binden zu lassen, und die Ruhe wurde wieder hergestellt. Als ich aber ihm andeutungsweise mitteilte, um was es sich handelte, konnte er sich nicht enthalten, den Franzosen noch eine kurze Standrede zu halten, von der sie freilich nichts verstanden, die aber dennoch ein neues: „Jamais, jamais, jamais!“ hervorrief. Erst als er die ungewöhnliche Pantomime des Hängens dazu machte, märgelte sich das Geschrei um ein Weilchen. Wir verschlossen die Thüre und bald umfing uns die ganze Langeweile des Wachdienstes wieder, die um nichts in diesem feindlichen Dorfe von der in der Garnison sich unterscheiden zu wollen schien.

Nach einer Weile rief mich der Ruf des Postens vor die Thüre. Es sei ein Franzose da, den er nicht verstehen könne. Auf den ersten Blick erkannte ich in der hohen, vornehmen Gestalt im langen schwarzen Rock den Geistlichen des Ortes. Mit verbindlichem Lächeln auf mich zutretend, meinte derselbe, er habe gehört, daß ein docteur en philosophie auf der Wache sei, er erlaube sich als Kollegen par Besançon vorzustellen und zugleich um die Erlaubnis zu bitten, die Gefangenen besuchen und ihnen geistlichen Zuspruch widmen zu dürfen. Dagegen konnte nun selbst Martens noch nicht verdrückter Zorn nicht viel einwenden. Monsieur le curé trat zu den Gefangenen ein und alsbald erhob sich hinter der verschlossenen Thüre eine lebhafteste Konversation, aus der ab und zu deutlich zu uns: „Jamais, jamais, jamais!“ herüber klang.

Dann wünschte der Curé mich wiederum zu sprechen. Mit vollendetster Grazie in Wort und Geberde fragte er, ob es nicht vielleicht gestattet sei, den Gefangenen als alten Herren namentlich für die Nacht einen etwas weichen Sitz zu beschaffen, als die harten Schulbänke darboten. Ich erwiderte, wir hätten noch vorläufig für uns selbst nichts Besseres, geschweige denn für die Gefangenen, worauf er mit verbindlichem Lächeln entgegnete, er würde sich ein Vergnügen daraus machen, für mich und monsieur le sergent aus seiner Wohnung Matratzen und Kissen zu beschaffen, sobald ich nur erlauben wolle, daß gleiches für die Gefangenen aus ihren Wohnungen geschehe. In Anbetracht dessen, was der Adjutant gesagt hatte, wußte ich Martens zu bestimmen, seine Einwilligung zu geben. Nach einer Stunde saßen die drei Gefangenen, mit Kissen und Decken

wohl versehen, im behaglich geheizten Zimmer in großen Lehnstühlen, während in der Wachtube für Martens und mich zwei schmucklose Lager bereitet waren. Der revidirende Hauptmann sagte zu diesem für Gefängnis und Wachtube etwas ungewöhnlichen Luxus nichts, und Martens, dem bis dahin das königlich preussische Unteroffiziersherz ängstlich ob unseres instruktionswidrigen Handelns geschlagen hatte, ward nun mit einemmale kühn. Wenigstens sagte er, als der Curé wieder erschien und anfragte, was denn die Gefangenen zu essen und trinken bekämen, sie könnten doch nicht verhungern, ganz dreist auf meine Uebersetzung hin: „Das ginge ihn nichts an, er habe nichts für sie erhalten, könne also auch nichts geben; hätten sie sich Lehnstühle besorgt, könnten sie sich auch Essen und Trinken besorgen.“ Das war für den Curé willkommene Beschaft. Hurtig verschwand er, aber nach einer halben Stunde war er wieder da, mit ihm zwei handfeste Kerle, die einen mächtigen verdeckten Korb trugen. Und was packten sie aus? Mächtige Braten und ganze Schinken, Eier und Hühner, Früchte und Käse und Butter und Brot, kurzum, ein ganzes Diner, wie wir armen Landsknechte seit Monaten nicht mehr gesehen, viel weniger gegessen hatten, ja wie mancher von uns in seinem ganzen Leben noch nicht gekostet hatte. Ganz unten aber im Korb lagen zwölf Flaschen Rotwein, und der Curé öffnete drei davon mit einer Grazie, als wäre er zwanzig Jahre lang Kellner im Café Royal in Paris gewesen. Herr, du mein Gott, was machte mein Martens für Augen! Ihm lagen noch der halbgekeimte Reis und das zähe Rindfleisch von heute mittag im Magen und nun stand auf Armeslänge vor ihm die Herrlichkeit der Welt ausgebreitet! Und für die Pisangs? Hätte Herr Martens französisch gekonnt, jetzt wäre die Reihe „Jamais, jamais, jamais!“ zu rufen an ihm gewesen, so begnügte er sich mit einem halblauten, sehnfüchtigen Donnerwetter! — Aus seinen Reflexionen riß ihn der Curé, der „die Herren monsieur le sergent und monsieur le docteur“ einlud, „an dem frugalen Diner teilzunehmen“. Ich wollte ablehnen, aber Herr Martens hatte an den Handbewegungen des Franzosen gesehen, um was es sich handelte, und mochte mir anmerken, was ich zu thun gedachte. Er wurde sich auf einmal seiner Würde als höchstkommandirender bewußt, schnitt mir das Wort vor dem Munde ab und legte mit starkem Nachdruck dem Curé die Hand auf die Schulter, indem er meinte: „Ja, der Kerl hat doch Lebensart! Ja wohl wollen wir. Bedenken Sie Platz, aber den Helm müssen wir aufbehalten und das Seitengewehr um, daß wir gleich hinaus können, wenn der Posten ruft. Nun kann's losgehen.“ Und nach einer Weile saßen Kerkermeister und Gefangene, Curé und Maire, der auch noch dazu gekommen war, und tafelten und stießen mit den Gläsern an, und die Unterhaltung ging so gut, als es geben wollte, hin und her. Besonders gut unterhielten sich Herr Martens und der Curé, nicht mit Worten, nein, mit Thaten, indem sie sich gegenseitig zutranken. Ich merkte, worauf der Franzose es abgesehen hatte, er wollte meinen braven Sergeanten womöglich unter den Tisch trinken, aber, und wenn er als Franzose auch zehnmal mehr des feurigen Weines gewohnt war, an Martens kam er im Trinken nicht heran, den kannte ich und freute mich im voraus der sicheren Niederlage des geistlichen Herrn. Ab und zu trat einer der Wachmannschaft herein, um zu rapportieren, was draußen vorging, und da dergleichen Rapporte von seiten Martens' stets mit einem Lederbissen, von seiten des Curé mit einem Glase Wein belohnt wurde, so machte dieser Teil des Wachdienstes sich ungemein flott.

Eben hatte es sieben Uhr geschlagen, ich hatte die vorchriftsmäßige Ablosung der Posten vor- und die Meldungen der Abgelassenen: „Auf Posten nichts Neues!“ entgegengenommen, da meldete die Wache vor dem Getöhr, eine Dame wünsche mich zu sprechen. Eine Dame? Schon der im Munde des braven Vonnern ungewohnte Ausdruck ließ mich auf was Besonderes schließen. Aber sieben Uhr abends, im feindlichen Lande, eine Dame? Unmöglich! Und doch war es eine und was für eine! Noch heute steht sie lebhaft vor mir, die graziöse Erscheinung mit dem zierlichen Wuchs der Französin, der eleganten Bekleidung und der wallenden Feder auf dem modernen Mützen. Mit rascher Bewegung schlug sie den Schleier zurück, als ich sie in den Hausflur der Mairie hineinkomplimentirt hatte, und ließ mich ein nicht mehr ganz junges, aber noch immer schönes Gesicht sehen, dessen Wangen von dem Gange in der Winternacht sich lebhaft geröthet hatten, während die großen schwarzen Augen mir wahrhaft imponirend entgegenblitzten. „Monsieur“, erklärte sie mir, „ich bin die Gattin des einen Ihrer Gefangenen. Ich halte es zu Hause vor Ungebuld und Ungewißheit über das Schicksal meines Mannes nicht aus. Ich verlange sein Los zu teilen — sperren Sie mich zu ihm ein, er ist alt und bedarf meiner Hüfe.“ Und das sagte sie in einem Tone, als sei es die naturgemäße Sache von der Welt, daß sie die Frau eines dieser drei alten, recht ländlich-herb dreinschauenden Pisangs sei, und in einem Ton, als sei sie bereit, für ihren ehrwürdigen Seladon in den direkten Tod zu gehen. Jedenfalls dachte sie sich das Los ihres Mannes als Gefangenen in den Händen der gefürchteten Prussiens schauerlich, wenn er überhaupt noch am Leben war, und der Kontrast zwischen dieser Vorstellung und der Wirklichkeit reizte mich so, daß ich in lautes Lachen ausbrach. Die Dame sah mich verdutzt und beleidigt mit funkelndem Blick an, als wolle sie den Barbaren, der mit den heiligsten Gefühlen einer Frau, einer Französin, Spett

treibe, vernichten; als ich nun aber die Stubenthüre zu dem Gefängnis aufriß — denn an Zuschauern dachte schon niemand mehr — und sie das hell beleuchtete Bild der frohlichen Zecherrunde im Rahmen der Thüre erblickte: da stand sie einen Augenblick wie versteinert, dann stürzte sie — ihr Götter, ist es möglich! — direkt auf die weiße Zupfmütze und die blaue Bluse und die Holzpantoffeln mit dem Rufe zu: „Oh mon Gaston, je te revols!“ Und in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerz und vor Freude.

Nun aber Herr Martens! Die Herrlichkeiten der Tafel und die Freuden des Weines hatten das Pflichtgefühl in seiner königlich preussischen Unteroffiziersbrust auf einige Zeit einzuschläfern vermocht; der Anblick einer Frau auf der Wache — und sei es auch nur eine improvisirte in Feindesland — weckte den ganzen Zorn des höchstkommandirenden in ihm. „Wa — was?“ schrie er, „was will das Frauenzimmer hier, auf der Wache, im Gefängnis? Raus, rrraus mit ihr, sage ich! Donnerwetter, rrrrraus!“ Umsonst suchte ich ihm vorzustellen, daß das die Frau des Gefangenen sei, die nach ihrem Manne sehen wolle, umsonst suchte ihn der Curé mit einem vollen Glase Rotwein zu beschwichtigen, umsonst baten der Maire und die anderen, Martens stand zornbebend vor dem bis in die äußerste Ecke zurückgewichenen Ehepaar und brüllte, braunrot im Gesicht: „Raus, rrraus, rrrrraus!“

In diesen allgemeinen Wirrwarr und Spektakel krachte plötzlich eine helle, jugendliche Stimme hinein: „Was geht denn hier auf Wache vor? Sergeant Martens, was haben Sie?“ Martens stand wie vom Donner gerührt, seine geballte, erhobene Faust sank schlaff herab, sein Gesicht ging fast zauberhaft schnell von der Verzerrung der höchsten Wut in den Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit über, und fast weinerlich meldete er: „Das Frauenzimmer, Herr Lieutenant, hat sich hier in das Gefängnis eingedrängt und ich — ich —“ „Gefängnis?“ wiederholte der Herr Lieutenant in gedehntem Tone und ließ die knieferbewaffneten Augen über unsere verlassene Tafel schweifen. „Gefängnis?“ und diesesmal klang der Ton schon wie unterdrücktes Lachen; „dies soll ein Gefängnis sein?“ Dann aber, wie er die Gesellschaft näher ins Auge faßte und mich neben dem Curé, die beiden Gefangenen bei dem Maire, hinten in der Ecke neben Martens' Jammergestalt das ungleiche Ehepaar und im Vordergrund die so lecker besetzte Tafel mit der stattlichen Flaschenbatterie stehen sah, packte ihn der ganze Humor der Situation und er brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ha, ha, ha! Fideles Gefängnis! Ha, ha, ha!“

Der erste, der die Situation begriff, war der Curé, er stimmte mit Grazie in das Gelächter des Lieutenants ein, dann die anderen secundum ordinem und zu allerallerletzter Herr Martens, der sich erst ganz allmählich von seinem Schrecken erholt hatte. Endlich lagte das ganze Gefängnis und die Wache dazu, denn von drüben, vom Wachzimmer, drangen brausende Nachsalven zu uns herüber. Ich mußte dem Lieutenant erklären, was ihm noch an dem Hergange unklar war, und da er ein flotter, fiderer Junge war, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, kein hochmüthiger Leutehinder, so dauerte es gar nicht lange, so war die Tafel wieder wie vorher besetzt, mit der einen Ausnahme, daß der Lieutenant neben der schönen Frau an der Seite des Curé saß, der ihm mit Grazie einschenkte und vorlegte. Herr Martens aber stand ferngerade an der Thüre und trank von jezt ab im Stehen, denn der Respekt vor seinem Vorgesetzten hinderte ihn absolut, sich zu setzen.

Um zehn Uhr fehlte es an Munition, wie Herr Martens im Dienstton dem Herrn Lieutenant meldete, und monsieur le maire mußte sich in seine Dienstwohnung nach oben bemühen, um neuen Stoff herbeizuschaffen, und um zwölf Uhr hielt ich eine wunderhöne französische Rede, von der ich nur den Schluß noch weiß, aber auch diesen nur nach dem Referate des Lieutenants. Er soll gelautet haben: „Nous avons vaincu les hommes de France, mais nous avons été vaincus par les femmes et les vins de France.“ Ob's richtig ist, weiß ich nicht. — Gleich nach diesem Knallseffekt verabschiedete sich monsieur le curé, und zwar, merkwürdig, genau mit so viel Grazie, als er gekommen war, wohin gegen der unbeflegliche Herr Martens bedenklich schwante, insofern des Schreckens, wie er mir am andern Morgen auf mein Vorhalten antwortete. — Bald darauf verschwand der Maire, zuletzt verließ uns der Herr Lieutenant, nachdem er vergeblich mehrermale der schönen Frau seine sichere Begleitung nach Hause angetragen hatte. Madeleine behauptete mutig und unentwegt ihren Platz neben ihrem teuren Gaston, und vor so viel aufsehernder Gattenliebe mußte selbst die Galanterie eines Lieutenants und Herrn Martens' königlich preussisches Pflichtgefühl sich beugen. Das Ehepaar hegte, so gut es ging, die Nacht hindurch in dem einen Lehnstuhl, während die beiden anderen Opfer preussischer Grausamkeit in den übrigen schnarchten.

Am andern Morgen sechs Uhr stürmte der Maire ins Wachlokal. „Messieurs, der Waffenstillstand, er ist gestern geschlossen.“ So war denn auch der letzte Rest von Verantwortlichkeit von uns genommen, denn genau zu derselben Stunde gestern, wo das Diner in dem fideles Gefängnis begann, war der Vertrag geschlossen, so daß also rechtlich schon damals unsere Gefangenen keine Gefangenen mehr waren. Die zwanzigtausend Franken freilich ist uns das Dorf Kubry schuldig geblieben; ich denke, wir haben auch ohne sie an den fünf Milliarden genug gehabt.

Wenn aber im fernen Jurathal die französischen Acteurs in dieser wahrhaftigen Geschichte mit ebensoviel Freund-

lichkeit an uns zurückdenken, wie ich an den gräßlichen Curé, den lebhaften Maire, an die drei Pisangs und namentlich an die schöne Madeleine, wenn bei solchem frohen Gedenken an das erlebte Kriegsabenteuer in den schäumenden Gist-pokal des Hasses, den uns leider unsere westlichen Nachbarn noch immer kredenzen, auch ein paar Tropfen ver-söhnenden Humors und vergessender Liebe fallen, so glaube ich, ist das auch etwas wert und der Gedanke an die fehlen-den zwanzigtausend Franken verleidet mir durchaus nicht das Andenken an das fidele Gefängnis zu Aubry in Frankreich.

Spanische Küche.

Skizze

von

George Deutsch.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Wenn man die Lebensweise der Spanier nach der Lektüre der be-rühmten Erzählung „Gil Blas“ beurteilen wollte, würde man sehr irren. In der Wirklichkeit gestalten sich die diesfälligen Verhältnisse ganz anders. Die Spanier sind mäßig, nüchtern im Essen und Trinken, wozu jedoch auch das Klima und ihre körperliche Beschaffen-heit beitragen mögen; auch sind die Nahrungsmittel, besonders aber die vegetabilischen, nahrhafter als in anderen Ländern, und der vom heißen Klima ausgetrocknete und verhärtete Körper des Spaniers verlangt weniger Nahrung, begnügt sich mit geringeren Speisen und kann auch den Hunger leichter ertragen. Unter solchen Umständen ist die Kochkunst eine einfache. Von den unbemittelten Klassen, be-sonders auf dem Lande, werden süße spanische Zwiebeln, Rettig und Knoblauch roh gegessen, und haben sie ein Stück Brot dazu, so begnügen sie sich damit den ganzen Tag. In den bürgerlichen Haushaltungen hat man gewöhnlich nur eine Fleischspeise. Der nebst Suppe, Fleisch und Gemüse noch einen Braten hat, gehört schon zu der reichen und luststrebenden Klasse. An Festtagen werden meistens Eier oder Eierkuchen in Del gebaden, Zwiebel-suppen mit Del und Stöckchen gegessen, denn Hühner sind an manchen Orten zu teuer, Weilspeisen und Backwerk zu wenig be-kannt. Wegen der Seltenheit der Butter wird allgemein Del zum Schmieren der Speisen verwendet, das bessere ist sehr gut, fast am Salat, aber gekocht behagt es dem Fremden nicht, ist auch schwer verdaulich. Starke Gewürze, besonders Pfeffer und Safran, müssen nach den Regeln der spanischen Kochkunst zu jeder Speise kommen. Die Großen, Vornehmen und Reichen lassen ihre Speisen auf französische Art zureichten, doch müssen bei großen Tafeln die Nationalgerichte mit erscheinen, übrigens verwendet der spanische Adel nicht so viel auf seine Mahlzeiten als die Vornehmen an-derer Länder. Die spanische Küche hat eine ganze Reihe National-gerichte. Im Sommer wird sehr häufig der köhlende Gazpacho genossen, eine Mischung von Gurken, Brotkrumen, Knoblauch, Biment, Essig, Del und Wasser. Von Fleischspeisen ist das Haupt-gericht der Andalusier, welcher selbst auf der Tafel der Reichen nicht fehlt und in gewöhnlichen Haushaltungen die einzige Fleisch-speise ist. Eine Mischung von Rind- oder Hammelfleisch, Speck, einer Art wohlgeschmiedender Erbsen, Garavanzos genannt, Kartoffeln, Kohl, gelben Kürbissen, Zwiebeln, Schallotten, Knoblauch, auch Reis — bei den Ärmern statt Fleisch und Speck nur Del — wird zusammen am Kohlenfeuer gekocht; ist es bald gar, kommt spani-scher Pfeffer und Sellerie dazu. Zuerst wird die Brühe als Suppe gegessen, das übrige dann als Zugemüse. Soll die Suppe recht gut werden, so läßt man das Ganze noch einmal gelinde dünsten, die Semmel verschluckt die Brühe, wird brinnig zu einem Brei aufgelöst und gibt eine treffliche Krassuppe, besonders wenn man, was jedoch schon Luxus ist, spanische Knadwürste (chorios) und Tauben hineingibt. Die Olapotrada ist von dem Buchero nur durch ihre größere Kostspieligkeit verschieden, indem sie aus allen Gattungen klein geschnittenen, zusammengekochten, auch mit Wurzeln und Kräutern vermischten Fleisches besteht, woraus eine Art von Pastete gemacht wird. Der Quijado ist eine Art Fricassée aus Geflügel oder Wild, mit Zwiebeln, Knoblauch, Liebesäpfeln zuge-richtet. Das Lieblingsgetränk der Spanier ist Schokolade, es wird morgens, nachmittags und am Abend getrunken. Frisches, kühles Wasser wird auch häufig getrunken, in welches man Zuckerbrote tunkt. In wärmeren Gegenden ist besonders das Eiswasser beliebt. Wein wird sehr mäßig genossen, er ist sehr edel, aber der Aus-länder gewöhnt sich nur langsam an den Geschmack der Voss-häute, in welchen derselbe aufbewahrt und transportiert wird. Der Spanier wird nicht so leicht von den starken, geistigen Weinen seines Landes berauscht. Ein Betrunkener wird von jedermann verabscheut; das empfindlichste Schimpfwort, welches ein Spanier dem andern jagen kann, ist Barracho (ein Trunkenbold); daher sieht man auch selten einen Betrunknen, außer unter den Fuhr-leuten und Kautliertreibern.

Nach Tisch schlafen die Spanier täglich zwei bis drei Stunden; durch die Tageshitze zu Boden gedrückt, erhalten sie sich durch einen ruhigen Schlaf. Diese Siesta ist auch die Ursache, daß die Mahl-zeiten nicht wie im Norden durch Gespräch in den Nachmittags hinein verlängert werden; kaum hat man abgepeißt, so trennt man sich, jeder verfügt sich nach Hause oder in sein Zimmer. Durch die geistlichen Zusammenkünfte wird der Gang des Hauswesens und der Lebensweise in nichts unterbrochen, es sind damit durchaus keine Auslagen verbunden, da in der Regel den Gästen nur ein Glas Eiswasser und höchstens eine Tasse Schoko-lade vorgesetzt wird. Nur in reicheren Häusern wird Zuckerwerk in allen Formen im Ueberfluß dargeboten und die Gäste füllen sich die Taschen damit, zum Andenken an den freigegebenen Wirt. Nach Tisch werden süße Cigarritos angeboten, und selbst Damen finden Geschmack daran. Kostspieliger werden Hochzeiten, Taufen und Geburtstage gefeiert. Dazu wird eine zahlreiche Gesellschaft ge-beten; bei ihrer Ankunft begeben sich die Damen in einen be-sonderen Saal und die Männer in einen andern, oder die Damen nehmen auch eine Seite des Saales und die Männer die andere ein, die Frau vom Hause hat ihren Platz zunächst der Thüre. Man bleibt so lange abgesondert, bis die Spielpartien beginnen. Wer nicht spielt, sieht dem Spiel zu oder benützt die Gelegenheit, sich mit den Personen zu unterhalten, welche ihm am meisten zu-legen, andere bilden kleine Zirkel, wo die Unterhaltung im ganzen

sehr lebhaft ist. Bei solchen Gelegenheiten werden Orgebe, Limonade, Pomeranzensaft und andere kühlende Getränke, ver-schiedene Arten von Eis, Konfitüren, Zwiebad in ungewöhnlicher Menge gereicht, die Schokolade macht den Beschluß des Festes.

Auch die Feiertage werden in Spanien nicht mit solchen Schmausereien gefeiert wie in anderen Ländern. Das Allerheiligen-fest feiert man mit einem besonderen Gerichte, welches in einer Art Brei besteht. Am Weihnachtsabend wird eine fröhliche Mahl-zeit gehalten, wobei eine Milchspeise, ein weißer Hahn und eine große Torte nicht fehlen dürfen, nach deren Beendigung wird ge-wisselt und getanzt. Selbst der Karneval geht ohne Geräusch vor-über, nur einige Große geben brillante Bälle. In Madrid wählen sich die niederen Volksschichten einen freien, geräumigen Platz zum Ballspiel. Hier liegen die weiten Mäntel ausgebreitet, und um eine Schüssel mit Braten und Wurst oder ein Eiergericht lagert sich eine Familie herum, während der Weinschlauch unter den Schmausenden die Runde macht. Ist das Mahl in patriarchalischer Einfachheit ausgezehrt und hat der Wein das Blut in stärkere Wallung gebracht, dann fangen Gitarre und Kastagnetten zu klingen an; man erhebt sich und versucht die wilden Sprünge des Bolero, während ein Kreis von Zuhörern sich um die Tänzenden sammelt.

Eigentümlich ist in Spanien die Einrichtung der Wirtschaften. Man teilt sie in drei Klassen: in Fondas, in Posadas oder Mesones und in Ventas. Die Fondas sind Wirtschaften im eigentlichen Sinne, wo der Reisende Wohnung, Betten, eine ordent-liche Kost findet; in größeren Städten werden die besten meist von Franzosen, Italienern und Schweizern gehalten. Selbst in Madrid findet man wenig große Gasthöfe, dagegen aber eine Menge kleiner Posadas, Fondas oder Gasthöfe, Botellerias oder Kaffeehäuser, wo Schokolade, Gefrorenes verkauft wird, Lieder de vinos gene-rosos, wo seine Weine zu haben sind, und Tabernas oder gewöhn-liche Weinstuben in allen Straßen. In den Posadas oder Mesones auf dem Lande erhalten die Reisenden bloß eine Lager-stätte, ihre Lebensmittel aber müssen sie mitbringen, da man sich bloß auf die Zubereitung der Speisen beschränkt. Diese Posadas sind im großen und ganzen unrein, kaum findet man Bettstellen mit zerrissenen Matratzen, einige Stühle, unreines, mit Fett be-schmieretes Tischgeräth, Oellampen, schmutzige, unaufmerksame, rohe und brutale Wirte. Die Zubereitung der Speisen ist nicht son-derlich appetitlich. Der Reisende, welcher nicht mit den nötigen Lebensmitteln versehen ist, muß, so müde er auch sein mag, erst von einem Hause zum andern laufen und sich glücklich schätzen, wenn er nach langem Herumirren, oft bis in die Nacht, etwas Brot, Wein, Del, Salz erhält. Außer den im Lande zahlreichen Posadas findet man keine andere Zufluchtsstätte; es gibt zwar Tabernas, welche ziemlich gute Zimmer, leibliche Betten und gefällige Wirte haben, wo man den Reisenden für ein Trinkgeld den Ein-kauf des nötigen bedient, allein sie sind sehr selten. Die Ventas, einzeln stehende Häuser an den Straßen, sind zwar ebenfalls schlecht, aber man findet hier doch meistens Lebensmittel, wenn diese auch nicht in vorzüglicher Qualität und in geringer Menge vorhanden sind. Die Entfernung von bewohnten Orten nötigt die Wirte der Ventas, sich mit Lebensmitteln zu versehen, um den Reisenden davon zu liefern, was diese nicht selbst einkaufen können. Die schlechtesten Posadas und Ventas sind in den öst-lichen Provinzen des Landes. Die Gebäude sind bisweilen bloß ein von Pfeilern getragener leerer Raum, in einer Ecke die Küche und Tische und Bänke; der ganze übrige Raum ist für das Vieh, Gepäc, Karren; auch Schweine, Ziegen, Schafe herbergen hier. Die Hauptdekoration sind eine Reihe von sechs bis zehn gewaltiger Wasserkübel von Thon, welche in einem Winkel stehen, und dar-über auf einem Gestell eine ganze Menge kleiner Krüge, auch mit Wasser, wo jeder trinkt, soviel er vermag. Oben befindet sich für anständigere Gäste ein Saal, so heißt ein Gemach mit Ziegelboden, Fensterlöchern ohne Glas und Rahmen, einigen Heiligenbildern und mit einigen der übrigen Umgebung entsprechenden Alkoven-betten. Die Wirtschaften auf den Straßen von Madrid nach Cadix und Valencia sind besser, reinlicher und reichlicher versorgt; jene an der Heerstraße, die durch Valencia geht, sind echte Fondas, wo man ziemlich gut aufgehoben ist.

Wie vom Blitz Erschlagene aussehen.

Geheimerat Liman in Berlin hat zwei im Tiergarten vom Blitz Erschlagene gezeigt und veröffentlicht über die hierbei gemach-ten Beobachtungen folgendes: In dem einen der beiden Fälle war an der linken Schläfe das Haar im Umfange eines Fünf-markstückes versengt, sowie vom Ohr herab bis zum Schlüsselbein die Haut braunrot gefärbt. Auch sonst war der Körper abwech-selnd streifenweise rot und weiß gezeichnet. In der Regel will man Abdrücke von Bäumen, die in der Nähe standen, auf dem Körper der durch den Blitz getödteten Personen gefunden haben und es sind mehrfach solche Verzweigungen beschrieben worden. Auch im vorliegenden Falle war bei einiger Phantasie der Abdruck eines Palmblasses bemerkbar. Dergleichen Palmbblätter sind nichts weiter als Abdrücke von den Falten der Kleidungsstücke. An den Stellen, wo dieselben fest auflagern, bleibt der Körper weiß, während an den übrigen geloderten Partien rote Stellen sich bilden, welche in ihrer Gesamtheit blätterartige Figuren hervorrufen. Der Haupt-befund bestand aber darin, daß in der Muskulatur der Herzspitze eine Höhle mit unregelmäßigen Wandungen von 2 Centimeter Ausdehnung konstatirt wurde, welche die Scheidewand des Herzens durchstieß. In dem zweiten Falle fanden sich ganz exquisit die Erscheinungen der Erstichung ausgesprochen. Professor Liman be-merkte dann noch, daß in Bezug auf einzelne Erscheinungen sehr viel gefabelt worden sei. Daß Rupturen innerer Organe, zum Beispiel des Gehirns, der Leber z. c. gefunden sind, wolle er zu-geden, die übrigen Angaben scheinen ihm noch sehr der Klärung zu bedürfen. Professor Leyden erklärte in der Diskussion, es sei äußerst interessant, zu konstatiren, daß der Blitzschlag, während er den Menschen durchfährt, im Stande ist, Zerreißungen hervorzu-rufen, ähnlich den Zerstörungen an Häusern, Bäumen z. c. Daß es sich hier um ein Brechen oder Zerreißendes des Herzens noch in lebendem Zustand handle, sei nicht zu bezweifeln. Der eingetretene Tod sei auf eine dynamische oder elektrostatische Wirkung zurück-zuführen, welche Herzhemmung, Lungenödem und den Tod ver-ursache. Diesen Ausführungen trat auch der Geheimerat Liman bei.

Die Freiherren von Bornhorst.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

(Fortsetzung.)

Als Ulmar nach abgelaufener Frist, in der die jüngste, so folgenschwere Vergangenheit in ruhigeren Geleisen noch einmal an seinem Geiste vorübergezogen war, Gabriele allein gegenüberstand, ahnte er nicht, daß der Vater sie in einer Weise auf seine Werbung vorbereitet hatte, die seine herbste Verurteilung erfahren, selbst wenn er anerkannt hätte, daß dieselbe in bestgemelter Absicht unternommen war.

Er ahnte nicht, daß der alte Herr ihn in überschweng-lichster Weise als den Retter seines Hauses hingestellt, dem er als einzig würdigen Lohn sein Liebstes auf der Welt, als schönste Vergeltung, die er ihrem Herzen nahelege, die Hand seiner Gabriele versprochen hatte. Ulmar ahnte nichts von den begeisterten, durch väterliche Autorität geheiligten Ueberredungskünsten, die das kindliche Gemüt der leicht er-regten Tochter nach schwerem, stummem Kampfe endlich zu Thränen opferfreudiger Hingabe gerührt hatten.

Den langen, leuchtenden Blick, der ihm so seltsam aus feuchtem Auge wie in unendlichem Danke begegnet war, die plötzlich auswallenden Gluthen, die Gabriels liebliches Antlitz wie das Morgenrot erwachender Liebe übergossen, ihr verlegenes Zurückweichen, ihr leises Erschauern, das alles hatte Ulmar mit entzücktem Herzen zu seinen Gunsten deuten zu müssen geglaubt.

Eine lange Weile waren die beiden einander wortlos gegenüber gestanden.

Endlich hatte sich Gabriele langsam auf einen Sessel niedergelassen und leise ausschließend die Augen mit den Händen bedeckt.

„Gabriele!“ war es da unaufhaltsam und mit bebendem Laut von Ulmars Lippen gebrochen, „Gabriele!“ hatte der starke Mann erzitternd aufgebellt und war dem edlen Mädchen zu Füßen gesunken, „sei mein, mein alles, mein liebes, liebes Weib!“

Das aufs tiefste ergriffene Mädchen regte sich nicht.

Bunderfame Bilder süßer Erinnerung zogen wie blasser Schatten an ihr vorüber und verschwammen kaum bewußt in traumhafter Ferne.

Sie vermochte keinen andern Gedanken zu bannen, als den einzigen, wie glücklich der Mann sei, dessen Haupt in ihrem Schoße ruhte. Sie vermochte keinem andern Gefühl Raum zu geben, als dem eines unendlichen, hingebenden Dankes, der sie überwältigte.

„Gabriele,“ flüsterte es in inniger Liebe zu ihr auf, „was darf ich hoffen?“

Da senkten sich langsam der Geliebten Hände hernieder auf sein Haupt und enthüllten Ulmar ein seltsam seliges Lächeln, in dem die köstliche Thräne opferfreudiger Hingabe zitternd erstarrte.

„Gabriele, meine süße Braut!“ jubelte Ulmar wie von Seligkeiten übermannt.

Sie küßte seine Lippen in heißem Kusse auf ihren Hän-den. Willenlos hatte sie sich in ihren Sessel zurückgelehnt.

Wie das glänzende tiefschwarze Haar schimmerte! Wie die matten Lichtreflexe sich lebend auf den prachtvollen Flech-ten wiegten und hie und da freudigleuchtend aufblitzten! Wie das liebe, sinnige Auge mit seinem feuchten Glanz so rüh-rend und engelrein vor sich hinschaute!

Jeder Lauscher hätte sich an dem entzückenden Anblick berauscht, sich durch den so süßschmerzlichen Ausdruck, der liebliche Schenheit wie mit überirdischem Hauche verklärte, tief ergriffen gefühlt.

Ulmar war aufgesprungen, um das geliebte Mädchen an seine übervolle Brust zu pressen, als ein dumpfer, gräß-licher Schrei vom Garten her ihn erschreckt hatte und Ga-briele plötzlich aller Fassung beraubt zu haben schien.

Fast gleichzeitig war aber der Kommerziant mit seiner kränklichen Gattin am Arm eingetreten, hatte die auf ihn zu-eilende Tochter freudestrahelnd umarmt, dem Freiherrn überglücklich die Hände geschüttelt und dem Brautpaare, das wie für einander geschaffen war, wie er schmunzelnd sagte, seine herzlichsten Glückwünsche und seinen Segen erteilt.

Gabriele war an dem Abend ihrer Verlobung nicht von der Seite der Mutter gewichen.

Leonard, nach dem Boten abgeschickt worden, war nir-gends zu finden gewesen. —

Der Schloßwart von Bornhorst hatte seinen Augen nicht trauen wollen, als er spät am Abend den jungen Freiherrn bei dessen Heimkehr wie immer in ehrerbietiger Vertraulichkeit bewillkommt, sich jedoch vergeblich nach seinem Rotzuchs umgesehen hatte. Seine Verwunderung wurde durch Leonards Zustand, dessen Verwirrung er einzig dem bösen Wetter zuzuschreiben sich nicht getraute, durch den verstörten Ausdruck in den sonst so lebenslustigen Mienen noch erheblich gesteigert.

Kopfschüttelnd hatte der gute Odebrecht hinter ihm dreingehaut, als Leonard, eine wiederholt versuchte An-sprache durch keinen Blick und keinen Laut berücksichtigend und seine Begleitung in kalter Gleichgiltigkeit verschmähend, ihm ausgewichen und sich, ohne nach dem Vater auch nur zu fragen, auf sein Zimmer zurückgezogen hatte.

(Fortsetzung auf Seite 490.)

Die Londoner „Boardschools“. (Volksschulen.)

Von
Wilh. F. Brand.

Daß die deutschen Schulen im allgemeinen die besten der Welt sind, das wird im Ausland ebenso bereitwilligst anerkannt, wie



Perlenaufreihen.

Deutschland selbst sich dessen mit Stolz bewußt ist. Freilich können wir uns dieser Ueberlegenheit, soweit England in Frage kommt, nur in Bezug auf den Unterricht und seine Resultate an sich rühmen, in Bezug auf das Erziehungsweesen, soweit dasselbe für die Schule in Frage kommt, hat England seine höchst anerkanntswürdigen Leistungen aufzuweisen. Selbst in Hinsicht auf das Unterrichten zeigen englische Schulmänner, die für die Vorzüge des deutschen Schulwezens sonst nicht blind sind, ihre deutschen Kollegen gern — und wohl nicht immer mit Unrecht! — einer gewissen Bedanterie und einer vielfach durchaus unnötigen, höchst unpraktischen Quälerei der Schüler; hinsichtlich der Erziehung aber wollen wir es nur gleich selbst gestehen: ein Land, wo — um nur einige der auffallendsten Mängel hervorzuheben — die alles kameradschaftliche Gefühl erlöschende Angeberei der Schüler von den Lehrern vielfach nicht nur geduldet, sondern wohl gar begünstigt wird, wo der Ehrbegriff unter den Schülern so wenig geweckt und genährt wird, daß ein Knabe, der seinen Lehrer belügt, von seinen Mitschülern nicht nur nicht allgemein mit Verachtung gestraft, sondern wohl noch als ein besonders „schlaues“, wenn nicht gar „wackeres Kind“ angesehen wird, ein solches Land kann noch manches von England annehmen. Wir können und sollten das um so freimütiger anerkennen, als die Engländer ja unsere Ueberlegenheit in Dingen des Unterrichtswezens sonst offen zugestehen, bezüglich der gehobenen Schulen sowohl als auch in Bezug auf die Volksschulen, Ueberlegenheiten, die bei Betrachtung ihrer Schüler uns selbst immer wieder aufstoßen werden. Allein vergessen wir dieselben einmal auf einen Augenblick, steigen wir herab von unserem stolzen Roth und untersuchen wir heute einmal, was die Londoner Volksschulen, die „Boardschools“, in ihrem kaum sechzehnjährigen Bestehen geleistet.



Lesestunden.

School Board heißt die Behörde der Boardschools, und wie diese beiden Bezeichnungen an sich nicht mit einander zu verwechseln, so muß man sich noch mehr hüten, sie mit den Boarding Schools in Verbindung zu bringen. Board bedeutet bekanntlich zunächst Brett, sodann auch Tisch, Tafel, dann aber steht es figurlich auch dafür, was an der Tafel vornehmlich geschieht, und so heißt es auch Befestigung und als Zeitwort befestigen. Daher bedeuten Boarding Schools wörtlich Befestigungsschulen. Es ist die Bezeichnung für die Privatschulen oder Pensionate, wohin die große Masse der mittleren und höheren Klassen ihre Kinder zum Unterricht sowohl wie für Befestigung und Logis senden. Den Boarding Schools aber gerade entgegengesetzt sind die Boardschools.

Das Wort Board hat noch eine andere figurliche Bedeutung: man speist nicht nur an der Tafel, sondern es sitzt auch wohl eine Anzahl von Menschen zur Beratung daran versammelt, und in diesem Sinne steht Board übertragen auch wieder für öffentliche Versammlung selbst, für ein Kollegium. Eine beratende Versammlung für Schulzwecke heißt darnach Schoolboard und die von diesem öffentlichen Board begründeten Schulen werden nach demselben wieder Boardschools genannt.

Im Jahre 1870 wurde in London wie in dem übrigen England der erste Schoolboard ins Leben gerufen und zwar auf Grund einer allgemeinen Wahl, wozu sämtliche Hausinhaber Londons berechtigt sind. Dabei müssen wir indessen nicht vergessen, daß in England, abgesehen von den allerärmlichsten und verkommensten Klassen, jede Familie — wie klein sie auch ist — ihr eigenes Haus bewohnt — wie klein und bescheiden auch dieses wiederum sein mag — daß demnach so ziemlich jedes Familienoberhaupt für den Schoolboard wahlberechtigt ist, ob Mann, ob Frau, gleichviel. Wer für das Haus die Abgaben bezahlt, ist wahlberechtigt. Sollte in der That eine Mutter, deren Mann gestorben oder geisteschwach oder auch davongelaufen ist oder aus irgend welchen anderen Gründen es ihr überläßt, die Familie zu ernähren und für die Steuern aufzukommen, in Sachen, wo es sich um die Erziehung der Jugend handelt, nicht ebenso gut mitzureden haben wie Väter, die ein ähnliches Haus innehaben und etwa dieselben Steuern bezahlen? Durch Bejahung dieser Frage ist denen, die für die Emancipation der Frauen wirken, ein wesentlicher Punkt gewonnen. „Warum soll eine so situierte Frau,“ sagen sie nun, „wenn dieselbe in Schulanangelegenheiten mitstimmen kann, in anderen Fragen, die das öffentliche Wohl betreffen, nicht auch ihre Stimme abzugeben das Recht haben?“ Möglich, daß der Tag nicht fern, wo — in England wenigstens — die selbständigen Frauen auch für das Parlament wählen können, doch für das Schulkollegium sind sie schon heute nicht nur aktiv, sondern auch passiv wahlberechtigt, und einige der hervorragendsten Members

von jeder Stadt selbst gewählten Kollegien ruht tatsächlich die Verwaltung der Boardschools, die allerdings in Gemäßheit gewisser Parlamentsakte sowohl in Bezug auf die Lehrgegenstände als die Zahl der Lehrstunden und dergleichen geschehen muß. Auch liegt eine gewisse Kontrolle in den Händen der Regierung oder doch des Council of Education, von dem die Schulinspektoren ernannt werden und auf Grund der Resultate der von diesen vorgenommenen Prüfungen werden den einzelnen Schulen auch von Staats wegen Extrazuschüsse erteilt. Die obligaten Lehrfächer sind nur Lesen und Schreiben und Rechnen und dafür zahlt der Staat einer Schule für jeden Schüler vier Schilling sechs Pence (= vier Mark fünfzig Pfennig), unabhängig von den Leistungen der Schüler im allgemeinen. Erklärt der Inspektor diese aber für „vortrefflich“, so erhält die Schule außerdem noch für jeden Schüler drei Schilling, wenn „gut“ zwei Schilling und wenn „ziemlich“ nur einen Schilling. Dann gibt es noch besondere Zuschüsse für besondere Fächer, einen oder auch zwei Schilling pro Schüler, je nach den Leistungen für Englisch, Geographie, Geschichte, Zeichnen und in Mädchenschulen auch für Handarbeit. Werden aber gar solche Gegenstände wie Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Lateinisch, Französisch und in Mädchenschulen auch Kochen gelehrt, so erhält eine Schule für jeden Schüler, der ein besonderes Examen darin besteht, vier Schilling vom Staat. Doch dürfen nur solche Schulen diese Gegenstände lehren, die in den Elementarschulen im allgemeinen Befriedigendes leisten, und nur solche Schüler an den gehobeneren Unterrichtsstunden teilnehmen, die in jenen Fächern sich als tüchtig erweisen. Man sieht, der Staat läßt den einzelnen Schulen und ihren Verwaltungen einen weiten Spielraum und das liegt in der Natur der Dinge, besonders in der Neuheit der Dinge begründet. Denn bis vor sechzehn Jahren herrschte in dem Volksunterrichtswesen ein Chaos und eine Mangelhaftigkeit, daß wir heute am besten den Dedmantel der Barmherzigkeit darüber breiten. Mit einem Schlage ließ sich den Uebelständen auch nicht abheifen. Es



Die Kochkloffe.

of the School Board for London, wie es offiziell heißt, sind tatsächlich Frauen, zum Beispiel Mrs. Welser, Mrs. Westlake und Miss Hill.

Vierzig Mitglieder gibt es für London neunundvierzig, die alle drei Jahre neu gewählt werden. Wie im Parlament, so macht sich auch in dieser Körperschaft eine Art Fortschrittspartei und eine, wenn auch nicht geradezu reaktionäre, so doch jedenfalls weniger fortschrittliche Partei geltend, welche letztere beiden jüngsten Wahlen obsiegt. Das mag auf den ersten Blick ein wenig wundernehmen. In Sachen der Bildung sollte doch ein möglichst rascher Fortschritt nach Kräften unterstützt werden; allein je mehr Fortschritt, desto mehr Unkosten, die vornehmlich von den wahlberechtigten Steuerzahlern aufzubringen, und daher haben denn die Herren Wähler — und die Frauen und Fräulein Wählerinnen! — bei den gegenwärtigen schlechten Zeiten gelegentlich des letzten Wahlkampfes in der Majorität für die „billigeren“ Schulkollegiumsandidaten gestimmt.

In den Händen dieser

mußte den verschiedenen Lokalverhältnissen Rechnung getragen werden und innerhalb bestimmter Grenzen ruht die weitere Entwicklung des Schulwezens in den Händen der Eltern, der Gemeinden selbst, wie es dem englischen Charakter mit seiner Liebe für die Selbstverwaltung, seinem Abhau vor der Allgewalt des Staates am meisten zusagt. Der Staat hilft, fördert und belohnt, aber die Schoolsboards bilden den Hauptfaktor in der Verwaltung. Das Amt ihrer Mitglieder ist ein Ehrenamt. Unbefoldet sind auch wieder die von ihnen ernannten „Managers“, die, ein Komitee von acht bis zwanzig Mitgliedern bildend, die tatsächliche Leitung einer oder auch mehrerer Schulen in der Hand haben, angestellte Lehrer dem Board in Vorschlag bringen und im übrigen die Direktionsgeschäfte verrichten. Vertraut mit den Vermögensverhältnissen des betreffenden Distrikts, machen sie auch dem Board ihre Vorschläge in Bezug auf die Höhe des von den Schülern zu



Schwedisches Turnen.



Die Taubstummen.

erhebenden Schulgelbes, denn derselbe ist ermächtigt, von jedem Schüler jede Woche einen Beitrag bis zu neun Pence einzufordern. Fünfundsechzig Pfennig die Woche wäre nach unseren Begriffen eine erstaunlich hohe Summe für derartige Schulen, allein wir müssen nicht vergessen, daß die Geldverhältnisse in England ganz andere sind wie bei uns, daß das Schulwesen hier erst noch in der Entwicklung begriffen und namentlich jetzt noch manche Neubauten nötig sind; tatsächlich aber werden auch nur selten neun

geworden, von Verwandten zurückverlangt wurden. Die Einrichtung dieser Art Schulen ist höchst nachahmenswert, und das Denkmal, welches man dem „Helden von Rhartum“ in diesem Augenblick aus freiwilligen Beiträgen errichtet, das Gordon camp, ist ein nach ähnlichen Prinzipien errichtetes „Lager“ in großem Maßstabe für solche verwahrloste Knaben, an denen General Gordon allezeit ein lebhaftes Interesse nahm.

In Verbindung mit den Board-schools stehen auch eine Anzahl von Kindergärten, wohin die Eltern ihre kleinen Kinder bringen, während sie selbst ihren Berufsarbeiten obliegen. Wie unsere Illustrationen darthun, werden dieselben da ganz nach Froebels System mit Spielzeugen, mit leichter Flechtarbeit, mit Perlenaufzählen und dergleichen ersprießlichem Zeitvertreib nützlich beschäftigt. Auch hat der Schoolboard einzelne besondere Schulen für Blinde und ebenso für Taubstumme errichtet, in denen zum Teil Lehrer, die mit gleichen körperlichen Gebrechen behaftet, Unterricht erteilen. Selbst eine Anstalt für schwedische Heilgymnastik ist in Limehouse, unweit London, von dem Board ins Leben gerufen; während das einfache Turnen bei sämtlichen Board-schools eingeführt



Übungen der Mädchen.

Prüfung durchschnittlich in London einen Jahresgehalt von 112 Pfund Sterling, also 2240 Mark, in der Provinz 72 Pfund Sterling erhalten, während die männlichen Lehrkräfte in London durchschnittlich 144 Pfund Sterling und auf dem Lande 119 Pfund Sterling beziehen. Dabei ist indessen nicht zu

vergessen, daß das Leben in England und besonders in London im wesentlichen viel teurer ist als bei uns.

Nehmen wir alles in allem, so müssen wir zugestehen, daß der Schoolboard aus einem Nichts in einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit recht anerkanntswerte Dinge ins Leben gerufen; allein wir können dabei doch auch nicht vergessen, wie weit dieselben noch hinter dem zurückstehen, was sie eigentlich sein sollten, und es kommen uns da die mit so vieler Genugthuung angeführten Worte Mr. Pictons, eines Mitglieds des Schoolboard, doch ein wenig überhörschwellig vor, der da rühmt: „Die Weltgeschichte verzeichnet kein größeres Werk als das Werk des Londoner Schoolboard.“

Albumblatt.

Frühlingsahnung.

Das ist ein Frühlingsstag!
O welch ein Duft der Ferne!
Das sind im grünen Hag
Die ersten Frühlingssterne!

Und jedem schwillt das Herz:
Wie schön ist's hier auf Erden!
Begraben sei der Schmerz,
Er wird begraben werden.

Der Nachtigallen Sang
Tönt aus des Chales Linden;
Ja aber, wehmutsbang,
Kann nicht den Frühling finden.

Wann wird ein Lenzestraum
Die Menschheit selbst beglücken?
Wann wird ihr kranker Baum
Mit neuem Grün sich schmücken?

Die Wurzel „Menschenrecht“,
Und „Menschenglück“ die Krone,
Daß freudig dies Geselecht
In seinem Schatten wohne!

Noch ist der Baum verdeckt,
Des Winters Stürme wüten,
Und keine Frühlingszeit
Bringt Blätter ihm und Blüten.

Rudolf v. Gottschall.



Die Kleinsten.

Pence eingefordert, häufig nur ein Penny, oder wenn der betreffende Distrikt besonders wohlhabend ist, auch wohl mehrere Pence, eine Summe, die dann jeden Montag morgen die Lehrer in der Klasse selbst von den Schülern einsammeln! — Allein weder die auf diese Weise einkommenden Pence noch der Zuschuß von Seiten des Staates würden weit reichen; die Hauptkosten werden von den Steuerzahlern bestritten, die im Verhältnis zu ihrer Hausmiete eine besondere „Schoolrate“ zu entrichten haben, in London augenblicklich neun Pence das Jahr für jedes Pfund Sterling, das sie für Hausmiete bezahlen. Es müßte also eine Familie, die hundert Pfund Sterling für Miete ausgibt, drei Pfund Sterling und fünfzehn Schilling für Schulmiete beisteuern. Indessen sind noch kleine Abzüge dabei gebräuchlich, alles aber, was eingeht, kommt eben dem Board-schools zu gute; denn alle gehobenen Schulen sind zu ihrer Erhaltung lediglich auf das Schulgeld angewiesen, sofern sie nicht von alten Stiftungen ein Einkommen beziehen.

Eigentliche Freischulen gibt es wenige. Doch steht es in dem Ermessen der Managers, in besonderen Armutsfällen die Zahlung des Schulgelbes ganz zu erlassen. Ihre Pflicht ist es auch, sich um die persönlichen und häuslichen Verhältnisse der Schüler zu kümmern; und während die Regierungsinpektoren nur das wissenschaftliche Gebiet überwachen, so tragen jene auch für das körperliche und allgemeine Wohl der Schüler Sorge. So gibt es unter den verschiedenen Managers Committees wieder ein besonderes „Gesundheitskomitee“ von nicht weniger als drei Personen, „von denen eine wenn möglich ein Arzt und eine andere eine Dame sein sollte“.

Zwei sogenannte „Industrial-schools“ für verwahrloste Knaben stehen unter der Kontrolle des Londoner Schulkollegiums, von denen eine an Bord des Schiffes „Shafesbury“ sich befindet. Seit Eröffnung derselben im Jahre 1878 sind von hier zweihundertundneunundfünfzig Knaben auf See gegangen, zweihundertundfünfzig als junge Lambours zur Armee übergetreten, während zweihundertundneunundvierzig, nachdem sie sechzehn Jahre alt

ist, obgleich die in England mit so viel Eifer betriebenen Spiele im Freien — wie Cricket, Football und Lawn-Tennis — der englischen Jugend schon eine so heilbringende, Körper wie Geist erfrischende Bewegung verschaffen.

Der Schulzwang wurde mit der Errichtung der Board-schools im Jahre 1870 eingeführt, doch blieb er noch zehn Jahre lang eine leere Form. Erst unter Mr. Mundella als Unterrichtsminister ist derselbe seit 1880 allmählich in Kraft gesetzt und seitdem ist es fast eine alltägliche traurige Erscheinung, daß thörichte Eltern vor das Polizeigericht geladen werden, weil sie es für gut befunden, ihre Kinder von der Schule fern zu halten. Noch heute geschieht dieses indessen nur nach mehrfachen Mahnungen in besonders obstinaten Fällen, aber auch heute fehlen im Durchschnitt immer noch zwanzig Prozent derjenigen Schüler, die eigentlich da sein sollten. Schwer möchte es den Eltern werden, Kinder ganz und gar aus der Schule zu lassen, aber unter dem geringsten Vorwande bleiben dieselben noch heute, mit und ohne Vorwissen der Eltern, einfach fort.

Der Umstand, daß diese Schulen, was sie sind, erst jüngst und mit raschem Aufschwung geworden, hat noch einen großen Mangel an geeigneten Lehrkräften zur Folge. Man ist daher noch immer genötigt, in großer Anzahl den Pupil teacher zu verwenden — ein Zwitterding, halb Schüler, halb Lehrer, das, indem es zum Lehrer vorbereitet wird und selbst Unterricht empfängt, in den unteren Klassen auch schon lehrt. An den Londoner Board-schools sind allein 1668 solcher „Schüler-



Die Blindenklasse.

Die Freiherren von Bornhorst.

(Fortsetzung von Seite 487.)

Stundenlang war Leonard nach der furchtbaren Entdeckung planlos und ziellos und wie geistesabwesend in dem Wäldchen der Parke und den sich anschließenden Waldungen umhergeirrt, ohne daß es ihm gelungen wäre, seinen verzehrenden Schmerz, der wie ein grausames Verhängnis auf ihn eingestürzt war und seine Seele mit gräßlichem Drucke einschnürte, zu bemeistern oder auch nur einzuschlaffen.

Erst im Dunkel seines Schlafgemaches, wo alles so lüde und heimlich auf ihn eindämmerte, hatte er sich selbst wiedergefunden, war es nach wildem Schluchzen und mühsamen Thränen wie lindernde Erlösung über ihn gekommen, und die Nacht, die er in einem Zustand von Betäubung verbrachte, war wie zeitlos an ihm vorübergestrichen.

Ein sonniger Herbstmorgen lachte durch die Fenster, als er sich in der Frühe wie trunken erhob und nach kurzem Hinbrüten in müder Entschlossenheit seine Kleider wechselte. Alle Spuren äußerer Verstörtheit war er sorgfältig zu verweisen bestrebt gewesen.

Auch seinen inneren Menschen glaubte er so weit in seiner Gewalt zu haben, daß er nicht gezögert hatte, zur gewohnten Stunde zum Frühstück zu erscheinen und, wenn auch bleich und übermüdet, so doch anscheinend harmlos dem Manne gegenüberzutreten, der ihn dem Leben liebevoll erzogen, um ihm daselbst achlos zu verenden, der ihm sein höchstes Gut mit vornehmer, mächtiger Hand geraubt hatte.

Ulmar schien im ersten Augenblick, nachdem Leonard ihm gegenüber, dem Licht abgewandt, Platz genommen, nichts Außergewöhnliches an seinem Psegeohn zu bemerken. Er war offenbar in rosigter Laune und lächelte hin und wieder still vor sich hin, als ob er sich die Ueberraschung, welche die Mitteilung über seine unverhoffte Verlobung auf Leonard ausübte, in den strahlendsten Farben ausmale und als ob er über die glücklichste Form, in die er seine Ueberraschung kleiden sollte, nachsinne.

Leonards beharrliches Schweigen jedoch, das so auffallend gegen seine sonstige Mitteilbarkeit abfiel, ließ Ulmar endlich plötzlich betroffen aufschauen.

„Du sehest ja eine verzweifelt ernsthafte Miene auf, lieber Leonard,“ scherzte er in der Erwartung, die gewohnte gute Laune mit einem Schläge in ihm wachzurufen. „Wenn ich nicht aus langjähriger Erfahrung wüßte, daß Dir Migräne und ähnlicher Unfug völlig unbekannte Dinge wären, so müßte ich annehmen, daß Du heute mit irgend verglichen befaßt wärest.“

Leonard biß sich auf die Lippen. Er kannte den Vater genug, um zu wissen, daß seine Anrede ehrlich und ohne jeden Hinterhalt gemeint sei, und doch traf sie ihn wie beißender, herausfordernder Spott. Ein erzwungenes Lächeln mißglückte ihm gänzlich.

„Schaust wahrhaftig gerade so drein,“ scherzte Ulmar harmlos weiter, „als ob irgend ein ungeheures Herzleid Dich im geheimen zermarterte!“

Leonard zuckte unwillkürlich zusammen. Fahle Blässe hatte seine Schläfen gebleicht. Er wagte nicht aufzuschauen. Raum vermochte er furchtbare Worte gewaltsam zu unterdrücken, die es dem Manne entgegenzuschleudern ihn drängte.

„Vater,“ stieß er endlich mit gepreßter Stimme mühsam heraus, „würdest Du es undankbar finden, wenn — ich Dich verlasse, wenn ich Dich frage, wer meine rechten Eltern sind und wo sie leben?“

Der Freiherr sah zu dem Sprecher überrascht, beinahe verblüfft hinüber.

„Ist es das?“ murmelte er, mißbilligend den Kopf schüttelnd, „Du weißt doch, Leonard, daß sie längst verstorben sind. Weeshalb rüttelst Du an Vergangenem, das — Du weißt es — mir peinlich ist?“

Seine hohe Stirn hatte sich unwohl. Die seine Falte zwischen den Brauen lag scharf und finster wie auf der Lauer. Unruhig rückte er auf seinem Sessel hin und her.

„Ich möchte reisen,“ warf Leonard gezwungen ein; es klang beinahe, als ob er aufstöhnte, „weit reisen in eine neue Welt. Die alte ist mir zum Ekel. Ueberall Kainszeichen!“

Er fuhr in schneidendem Hohne wie in plötzlicher Verstärkung auf. Seine dunklen Augen flackerten in irrem Ausdruck. „Wunden und Narben von Mördern des Glücks, um Gold, um Liebe! Ich weiche Dir aus, Psegevater. Will auf die Reise! Ich gehe unter die Goldbagger.“

Mit steigender Unruhe war Ulmar den höhnischen Worten gefolgt. Entsetzt starrte er jetzt auf Leonard hin, als ob er nicht fasse, wie von dieser Seite ihm die furchtbare Anlage entgegenzügelte. Wilder Born wallte in ihm auf und beraubte ihn für Augenblicke aller Selbstbeherrschung.

„Erlaube!“ schrie er Leonard an, der wie erstarrt über seine wahnwitzige Rede die Augen zu Boden geschlagen hatte. „Was weißt Du? Was kannst Du wissen? Schwärzte er doch, der Oldebrecht?“

Ulmar stockte plötzlich. Er lachte unfähig bitter auf. Er mochte fühlen, daß er sich zu weit hatte hineinreizen lassen. Er winkte einigemal wie abwehrend mit der Hand und fuhr in völlig verändertem Tone mit unheimlich düsterer Ruhe fort: „Du magst reisen, wohin Du willst, wann Du willst — heute noch meinethalben. Es soll Dir an nichts fehlen. Eine Bitte hätte ich nur noch: Du wirst vor Deiner Abreise meiner Braut und Gabriele's Eltern Deine Glückwünsche darbringen, das geziemt sich.“

Es war Ulmar nicht gelungen, den leisen Hohn aus seinen letzten Worten, mit denen er das Zimmer verlassen hatte, ganz zu verwischen.

Leonard war aufs tiefste erschüttert. Lange saß er regungslos, den Kopf in beide Hände gepreßt. Zuckende, schreckhafte Verstellungen zerrwühlten sein Gehirn mit dumpfem Schmerz.

Alle Bande, die ihn an den Mann gefesselt hatten, als dessen Geschöpf, als dessen Kreatur er sich in vergeblichem Aufbäumen immer wieder fühlen mußte, dünteten ihn für immer zerrissen. Eins nur, das wie niederschmetternde Selbstanklage auf ihm lasten blieb und ihn hin zu den Füßen seines Wohlthäters zu drängen drohte, das trostlose Gefühl, unerschöpfbare Beweise aufopferndster Fürsorge mit häßlichstem Länden vergolten zu haben, beraubte ihn in finsterner Reue aller Fassung und preßte ihm eine Thräne der Scham zwischen die Wimpern. Je empfindlicher er die Wohlthaten gerade des Mannes empfand, den nur noch hassen zu können er vermeinte, desto kleinlicher erschien er sich selber. Je tiefer er sich von jenem getränkt fühlte, desto eindringlicher sagte ihm sein Herz, daß er nur sich selber anzuklagen hätte.

In dem trampfenden Gefühl zermalmender Entsagung erhob er sich endlich mühsam.

Er blickte nicht auf, als er in unheimlichem Groll die glänzenden Räume durchschritt. Jeder Gegenstand hatte ihn in unerträglicher Beschämung an seine Abhängigkeit von dem Manne erinnert, dem alles zu eigen war, was ihn seit seinem Kindesalter in dem Traume eines glänzenden Daseins erhalten, in einem Traume, aus dem ein jähes Erwachen ihn wie mit einem erbarmungslosen Schläge in den Zustand elendester Wirklichkeit geschleudert hatte. Er empfand dunkel und ungewiß, daß ein geringer Anlaß hinreichen könnte, seine schwer ertämpfte Resignation, die so gar nichts noch von stiller Ergebenheit in sich trug, über den Haufen zu werfen und die alten Flammen beleidigten Stolzes, die in rachsüchtiger Gier in seinem von wilder Leidenschaft zerquälten Herzen aufgeloht waren, von neuem anzufachen.

In wunderlichem Widerspruch damit glaubte er aber seinen Willen genugsam gestählt und seine Selbstbeherrschung genugsam erprobt, um der Geliebten ein letztesmal zum Abschied auf immerdar unbefangenen und kühl gegenüberzutreten zu können.

Es reizte ihn in wunderlichem Widerspruche mit sich selbst ein seltsamer, unerklärlicher Trost, mit dem furchtbaren Opfer, das er nach verzweifelter Kampfe zu bringen sich entschlossen war, wie mit närrischem Flitter zu spielen, ein Trost, der immer neue Nahrung in dem unentrichtbaren Bewußtsein fand, daß die Geliebte ihn stillschweigend vor seinem Vater verleugnet, ihn und seine Liebe ohne jeden Widerspruch — verbrennt oder gar gleichgültig — aufgegeben hatte. Es drängte ihn unwillkürlich, der geopfert und auf immer verlorenen Geliebten mit eisiger Kälte und schneidendem Gleichmut Aug' in Auge zu begegnen, ohne daß er sich erinnerte, gleich nach dem Bekenntnis seines Vaters, das ihm eine förmliche Verlobung als unabwendbare Thatfache bestätigt hatte, mit gewichtigsten Gründen jeden Gedanken an ein Wiedersehen Gabriele's als eine erbärmliche Schwäche und Schmach empfunden zu haben.

Unter beständigem, wilderregtem Kampfe mit sich selbst, in dem bald die hochstinnigsten Regungen seines ursprünglichen edlen Herzens, bald die erbittertsten Dämonen menschlicher Leidenschaft die Oberhand gewannen, hatte er seinen einsamen Weg zurückgelegt und sich der Pforte des Wäldchens Parke bis auf wenige Schritte genähert.

Hier hielt er zögernd an. Eine wehmütig hinschmelzende Stimmung bemächtigte sich seiner unaufhaltsam.

Ergreifende Erinnerungen an einstiges Glück, an vergangenen, seligen Frieden mit sich und der Welt ballten sich aus traumhaft ineinanderflutenden Formen zu dem einen überwältigenden Gefühl unendlich schmerzvoll abgerungener Entsagung zusammen, die gleichsam wie das unabwendbare Facit seiner Lebensrechnung mit der erhabenen Gewalt eines unentrichtbaren Schicksals seinen schuldigen Tribut von ihm forderte.

Er fühlte sich seinem ungeheuren Elend in unbegreiflicher Erleichterung gewachsen. Er fühlte sich plötzlich groß im Bewußtsein, daß fortan Lust und Schmerz gleicherweise vergeblich ihre lauernden Fangarme nach ihm ausstrecken würden.

Mit wunderbar durchschauendem Blick starrte er vor sich hin in die zitternde Ferne, als ob er in wunschloser Entsagung überhaupt den Urgrund der Erhaltung alles Seins erkannt hätte.

Stundenlang mochte er auf einsamer Moosbank allen irdischen Schmerz verträumt haben, als der Gruß eines unter schwerer Bürde verüberleuchtenden Holzschlägers ihn jäh aufschreckte.

Er atmete tief und zusammenschauernd auf. Er fuhr sich über die Stirn und blickte scheu um sich.

Da standen die altersgrauen Buchen mit ihren dunklen Schatten in zauberischer, seliger Ruhe, unter denen er als Kind schon seine schönsten Märchen geträumt, die ihn geträumt im Sturm und Drang hastender Jünglingsjahre. Da ragten sie über ihn und raunten ihre unergründlich neuen Weisen, wie unbekümmert um alles Verderben in ewig schöpferischem Walten.

Tiefe Wehmüt überkam den einsamen Träumer. Ge-

heimnisvolle Schauer, die ihn willenlos aus dunkler Zukunft immer wieder zurück in lichte, liebe Vergangenheit geleiteten, schlichen befänstigend durch seine trauernde Seele.

Ihm ward seltsam weit ums Herz, als er der verlorenen Geliebten gedachte, seiner süßen Gabri, an deren schmeicheln den Rosenamen sich seine innigsten Kindheits Erinnerungen anknüpften, dem unerreichbaren Ideal seiner friebamen Jugendzeit, das ihm auf immer unverloren bliebe, weil niemand es ihm zu rauben vermöchte; das ihn begleiten wird allüberall, ihm erhalten rein und unbefleckt in wunschloser Andeutung.

Ihre entzückende Gestalt wuchs vor seiner Seele mit unerschöpflichen Reizen auf, um sich wie entkörper in überirdischem Glanze über allem Trübsal der Erdenwelt in ein ideales Gebilde vergeistigter Liebe und engelreiner Schöne zu verklären.

Phantastische Vorstellungen der wunderbarsten Art, ihm weltfremd bis zur Stunde und doch so vertraulich ihm umspielend, überfluteten seine erregten Sinne, als er langsamen Schrittes mit tief gesenktem Haupte auf einem Nebenwege des dichtbelaubten Parkes in der Richtung auf das Herrenhaus dahinwandelte.

In schwärmerischer Genugthuung glaubte er zu empfinden, wie trotzige Entsagung die milden Schleier stiller Ergebenheit, weicherer Ergebenheit durchspinnen hatten. Freiwillige Sühne wollte er sich auferlegen, um den tiefgekränkten Vater zu versöhnen; wie ein Bruder, ein in selbstloser Hingebung beglückter Freund wollte er Gabriele fortan entgegenreten, die nie erfahren sollte, was einst er für sie gelitten und in schwersten Stunden seines Lebens um sie gekämpft.

In tiefes Nachsinnen verloren hatte Leonard seinen Weg verfolgt. An prächtigen, sonnig schimmernden Baumgruppen, in denen bunte Spechte wie mahnend pochten, an duftenden Blumensträußern, deren niedere Zweige seine Kniee gestreift hatten, wie um seinen Schritt zu hemmen, war er achlos und ohne sie eines Blickes zu achten vorübergewandelt.

Erst als die fahle, bläuliche Dämmerung eines dichten Laubganges, in den der Weg unmerklich übergegangen war, ihn plötzlich umfing, schaute er betroffen auf.

Mit leisem Aufschrei taumelte er im selben Augenblick zurück.

Gabriele stand vor ihm und sah ihn groß und angstvoll und, wie es ihm dünkte, unendlich traurig an.

Auf einsamem Spaziergang, auf abichtlich gewählten, fast nie betretenen Pfadegründen begriffen, hatte sie Leonard plötzlich hinter bergendem Gebüsch hervortreten und in den dunklen Laubgang einbiegen sehen. Heftig erschrocken hatte sie den Nahenden fliehen, sich verbergen wollen, war aber wie an die Stelle gebannt geblieben in der augenblicklichen Ueberlegung, die sie Flucht und Ausweichen als ihrer und Leonard unwürdig empfinden ließ.

Mit klopfendem Herzen hatte sie den vor sich hin Träumenden in steigender Erregung an sich herankommen lassen und mit keinem Laut ihre Gegenwart zu verraten über sich gewinnen können.

Wenn Leonard nach der ersten Bestürzung, die sich in jähem Farbenwechsel in seinen Zügen gemalt, äußerlich gesagt schien, so hatte sich doch in seinem Innern ein Sturm entfesselt, der ihn so furchtbar packte, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Alles, was er in qualvollsten Stunden schmerzlicher Opferwilligkeit mit jedem erdenbaren Grunde schöngefärbter Rücksichten und dankschulbiger Ehrenpflicht ausgelüftet, um seine Entsagung vor seinem Vater, vor der Geliebten und sich selber zu rechtfertigen, und in edelster Menschlichkeit zu begründen, alles, was er in müder Entschlossenheit zusammenphantasiert und ausgeflügelt, um seine Entsagung erträglich zu gestalten, allen Wankelmüt in heroischem Entschlusse zu erstiden und alle Gewissensbisse im Reime zu ertöten, fühlte er bei dem unerwarteten Anblick Gabriele's, die in lieblichster, begehrenswertester Schöne ihm in den Weg trat, wie mit einem Schläge zusammenbrechen und in nichts zerrinnen.

Lange standen beide einander schweigend gegenüber. Sie hatten nicht einmal zu förmlichem Gruße Worte zu finden vermocht.

Gabriele schaute in peinlichster Verlegenheit vor sich nieder. Es trieb sie von hinnen und sie fühlte sich zugleich doch wie kraftlos gefesselt. Um ihre Lippen lagerte ein eigentümlicher bitterer Zug, der dem seltsam stehenden Ausdruck ihrer feucht glänzenden Augen widersprechen zu wollen schien. Sie war erschreckend bleich. Das tiefschwarze Haar, das sich schlicht und schmucklos an den Schläfen hin ihrem unbedeckten Haupte anshmiegte, ließ ihr sonst so liebliches Antlitz in beinahe geisterhafter Blässe erscheinen. Ihre herrliche Gestalt erzitterte unter heftig erregten Atemzügen, was Leonard neue, entzückende Reize erschließen mochte, denn er verschlang die in so rührender Hüftlosigkeit vor ihm Erbebende mit großen, unwandelnden Blicken.

Erneutes Verlangen, das seine Brust zu sprengen drohte, hatte plötzlich seine hochstinnigen Vorsätze wie Spreu vorm Winde davongetrieben und riß ihn fort mit dämonischer Gewalt zu heizen, nichtachtend dem Entschlusse.

(Fortsetzung folgt.)



Monatlicher Gartenkalender.

Mai.

Blumengarten. Die im vorigen Monat angegebenen Arbeiten sind ungeändert nachzuholen. Gruppen, Beete und Rabatten lockere man auf und gieße, wenn das Wetter trocken ist, alle starkwachsenden Pflanzen, besonders die frühgeleiteten. Die Kissenbeete sind zu reinigen und oben mit einer Lage guter, nahrhafter Erde zu versehen; dabei vertilge man auch die allenthalben auf den Blumen hastenden Blattläuse. In der zweiten Hälfte des Monats sind die angetriebenen Georginenknollen ins Freie zu setzen, gut anzugießen und bei drohender Frostgefahr zu schützen. Die im Freien stehenden Aurikeln und Primeln gieße man fleißig und schütze sie vor zu heißen Sonnenstrahlen durch leichten Schatten mittels Pachtuch und vor Regen durch Zudecken mit Brettern. Zum Samentragen wähle man die schönsten aus und befruchte sie. Bei den Rosen sind die aus Stamm und Wurzeln hervorsprossenden wilden Triebe, sowie auch die in der Krone sich entwickelnden überflüssigen Schosse bei ihrem Erscheinen sofort zu unterdrücken. Die hochstämmigen Rosen müssen an Pfähle gebettet und alle Rosen überhaupt geschnitten werden, wenn dies nicht schon geschehen ist. Man lege dieselben fleißig durch und entferne die ihnen so schädlichen kleinen braunen Raupen. Alle Rosen gieße man von Zeit zu Zeit mit flüssigem Dünger, da dies zur vollkommenen Entwicklung ihrer Blüten wesentlich beiträgt und die jungen Triebe kräftigt. Hat man im vorigen Herbst einen Vorrat gut ausgereifter Edelreiser schöner Rosen geschnitten und gut überwintert, so kann man jetzt mit Vorteil okulieren und erzielt dadurch bis zum Herbst schöne Kronen. Man sammle die Nadeläster, ehe sie ihre Brut ablegen. Die für buntblättrige Pelargonien bestimmten Beete sind herzurichten, indem man die alte Erde aushebt und gute, leichte, nahrhafte Erde einfüllt und mit allem verrottetem Dünger mischt, denn diese Pflanzen gedeihen nur in solchem Boden gut; dagegen lieben Verbenen, — besonders die starkwüchsigen Arten — Petunien, Calceolarien, Heliotropen mehr einen tiefgründigen, mageren Boden, worin sie reichlicher blühen; für Scharlach-Pelargonien kann der Boden nicht mager genug sein. Sommerblumenpflanzen, Goldlack, Aehren, Sommerleuchten und so weiter können im Laufe des Monats ausgepflanzt und die Verlegung der Koniferen vorgenommen werden; letztere wurzeln schneller an, wenn man um ihre Wurzeln ein Gemisch von fetter Lehmerde mit Sand bringt. Um die Mitte des Monats können jartiere Sommergewächse an Ort und Stelle gesetzt werden. Bei sehr früher Bepflanzung des Gartens müssen jedenfalls poffende Vorrichtungen getroffen werden, um sämtliche Pflanzen vor Frost schützen zu können. Das Gießen muß der zuweilen noch kalten Nächte wegen morgens und nicht abends geschehen. Es ist zu empfehlen, ganz keine Topfpflanzen erst anfangs des nächsten Monats in den freien Grund zu setzen. Auf Treppen, Terrassen, Balkonen und so weiter können nun die Topf- und Kübelpflanzen aufgestellt werden. Die Grasplätze sind zu rechter Zeit zu mähen und zu walzen, damit der Rasen nieder, dicht und dunkelgrün bleibt. Schlingpflanzen hefte man pfläglich an und gieße sie dert, daß die nackten Stellen gedeckt werden. Die Blütenstengel treibenden Rabattenpflanzen sind aufzubinden, die verblühten Zwiebelpflanzen und Aurikeln trocken zu halten und die Ziergehölze von totem Holze zu reinigen.

Zimmergärtnerei. Die in Kästchen, Terrinen gemachten Auspflanzungen von Goldlack, Aurikeln, Keulen, Leuchten und so weiter sind vor der Mittagssonne zu schützen und nicht zu trocken zu halten. Gesät werden können ferner: Tropaeolum Lobbi und Peregrinum (canariense), Convolvulus, Maurandia und andere ornamentale Kletterpflanzen in die Ballon- und Fensterkästen. Man bringe jetzt auch die Hängelkörbe und Vasen auf dem Balkon an und befeuchte sie mit Rodelia Speciosa, epheublättrigen Pelargonien, Epheu, Vinaria Cymbalaria, Lysimachia, Mimulus Mojchatus, Campanula Lindheimeri, harten Farnkräutern und so weiter. Je größer die Körbe, Vasen und Ampeln sind, desto besser ist es für die Pflanzen, weil viel Erde hineingebracht werden kann. Man lege in die Mitte derselben irgend eine ornamentale Pflanze; geeignet dazu sind: Agave Americana, Dracena Rutans, Dracena Australis, Yucca recurvata, Yucca Aloefolia und ihre bunten Spielarten. Von blühenden Pflanzen kann sich jetzt der Blumenfreund verschaffen: Pelargonien aller Klassen, Calceolarien, Gardenien, prächtige goldstrahlige Lilien, liebliche Fuchsen, Theerosen und so weiter. Verbindet man solche Pflanzen mit Dracänen, Farnkräutern, Palmen, Cyperus und Selaginellen, so kann man seine Zimmer herrlich schmücken.

Gemüsegarten. Gegen die Mitte des Monats mache man die Hauptausfaat von Gartenbohnen. Die rankenden Erbsen sind mit Reisp zu versehen und vor den Angriffen der Sperlinge und Insekten zu schützen. Diejenigen Gewächse, wie zum Beispiel Gurken, Bohnen, Kürbisse, Portulak, welche dem geringsten Froste erliegen, läßt man in der ersten Hälfte des Monats und schütze sie, wenn es not thut. Alle Kohlarten, welche im Nachsommer benötigt werden, kann man gegen Mitte des Monats aus und sie um diese Zeit auch Rosenkohl für den Spätherbst und Winterbedarf. Die Erdbeeren sind zu behacken und von Unkraut rein zu halten, und so lange dieselben blühen, müssen sie täglich begossen werden, doch darf man die Blumen dabei nicht viel nassen, weil sonst der Befruchtungsfluß abgesehen wird und die Befruchtung unmöglich gemacht wird. Ist das Kraut der Korbkräuter abgestorben, so werden letztere herausgenommen, nach der Größe sortiert und in nicht ganz trockenem Sand — gegen Mäuse geschützt — aufbewahrt; die großen dienen für die Küche, die kleinen können zur Fortpflanzung benötigt werden. Alle vierzehn Tage fiede man wieder Bohnen und Erbsen nach und benutze dazu die mit Wintergemüsen besetzt gewesenen Beete. Sämtliche Beete müssen nun mit jungen Gemüseschlingen besetzt werden und man wähle dazu womöglich einen trüben, regnerischen Tag; die bereits ausgelegten Pflanzen pflanze man gut

durch Auflockern der Erde und durch fleißiges Gießen bei trockener Witterung. Alle Pflanzen, welche kräftig zu wachsen beginnen, müssen von Zeit zu Zeit mit flüssigem Dünger begossen werden, damit sie sich kräftig entwickeln können. In der ersten Hälfte des Monats läßt man auch, zum Gebrauch im Spätherbst, Blumenkohl, Wirsing, Broccoli, Rot- und Weißkraut, aber nur späte Sorten. Man mache ferner auch noch Auspflanzungen von solchen Gewächsen, welche man von Zeit zu Zeit wieder frisch haben will, wie beispielsweise Kopfsalat, Sommerendivien, Monat- und Sommerrettichen, Portulak, Korb- und Kresse. Gegen Ende des Monats pflanze man Sellerie, Tomaten, spanisches Pfeffer und Basilikum. Den Samen von Winterrettichen kann man zwischen Sellerie oder Kohlrabi fieden, und auf solche Beete kann auch Sommermajoran dünn ausgestreut werden. Die befestigten Kissenköpfe von Winterfalsat sind zu Samenträgern auszuzeichnen. Möhren, Pastinaken, Gichorien müssen frühzeitig auf einen Abstand von circa fünfzehn Centimeter verdünnt werden. Alle Spargelbeete gieße man von Zeit zu Zeit mit gutem flüssigem Dünger. Diejenigen Spargelbeete, von welchen Spargeln gestochen werden, überstreue man mit Dungslas, um sie während der Erntezeit einigermaßen zu stärken und um zugleich das Unkraut nicht aufkommen zu lassen. Der zuerst erscheinende Trieb des Stodes soll stehen bleiben. Sobald keine Spargeln mehr gestochen werden, gieße man das Beet gleichfalls mit ziemlich starkem flüssigem Dünger an. Alles Unkraut entferne man pfläglich, damit es nicht zum Samentragen kommt; auch von den Dünger- und Erdbäusen ist es zu entfernen. Wege und Beete sind stets so rein wie möglich zu halten.

Ein Tigerabenteuer.

Der schottische Reisende Forbes erzählt in seinen reizenden „Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel“ eine interessante Begegnung mit dem König der Wälder. Er hatte am Valsingfluß in Sumatra sein Lager in einem Distrikt aufgeschlagen, welcher nicht umsonst „das Haus der Tiger“ genannt wurde; das Dorf der Eingeborenen, in dem er wohnte, hatte vielfach von Tigern gelitten, und Forbes mußte natürlich auch auf Angriffe gefaßt sein. Als er eines Abends mit seinen Leuten auf dem schmalen Pfade aus dem Urwalde zurückkehrte, brach auch richtig ein Tiger aus dem Dickicht und schlug einige Schritte vor ihm einen jungen Eingeborenen nieder. Der Vater des Getroffenen sprang sofort zur Hilfe und stieß mit der Lanze nach dem Raubtier, welches dadurch und durch das Geschrei der anderen Träger erschreckt ins Dickicht zurücksprang. Aber der eine Schlag hatte genügt, die langen Krallen waren durch die Brustwand gedrungen und der Verwundete gab kurz darauf seinen Geist auf. Der Tiger war indes nicht gesonnen, auf seine Beute zu verzichten; in der Nacht schlich er sich in das Dorf, wurde aber bemerkt und durch Geschrei verjagt. Die Dorfbewohner waren nun überzeugt, daß in dem Tiger ein Dämon stecke, der unter allen Umständen die Leiche haben wolle. Sie begruben den Toten darum tiefer als sonst und deckten das Grab mit großen Steinen zu. Richtig fanden sich am andern Morgen Tigerpfuren am Grab, und nun setzte sich Forbes auf den Anstand, doch umsonst. Das Tier wußte ihn mit großer Schläueit zu vermeiden und kam, sobald er weggegangen. Nun baute er mit den Eingeborenen zusammen eine Tigerfalle; das Grab wurde mit einem hohen Zaun umgeben bis auf eine Oeffnung, dann wurde ein Bambus niedergebogen und so befestigt, daß er, sobald die im Eingang gespannte Schnur berührt wurde, losstiege und eine Ranze quer durch die Oeffnung schleuderte. Sechs Abende lang wurde sie umsonst ausgezogen, am siebenten unterließ man es als unnütz, aber am andern Morgen fand man wieder die Spuren, und nun war man des Erfolges sicher. Am Abend wurde der Bambus wieder befestigt, am andern Morgen lag der Speer zerbrochen und blutig, und der Tiger lag kaum dreißig Schritte entfernt tot im Gebüsch. Der Speer hatte denselben durch und durch gestochen, aber doch hatte er noch Kraft genug behalten, um den Speer zu zerbrechen und mit einem furchtbaren Satz den Zaun zu überspringen. Unbeschreiblich war der Jubel im Dorfe, als die Nachricht vom Tode des gefürchteten Menschenfressers eintraf; alt und jung eilte mit allen möglichen Waffen hinaus, um an seinem Körper Rache zu üben, in erster Linie die Verwandten seiner Opfer, unter ihnen eine Frau, welcher er erst den einzigen Sohn und dann den Mann vor ihren Augen weggeholt hatte. Forbes mußte mit gespanntem Revolver ihnen entgegenreten, um das Fell für seine Sammlungen zu sichern, dann wurde der Kadaver zerstückt und jeder tauchte seine Waffe in das Blut, um so einen Teil des Mutes und der Kraft des „Ratjan“ für sich zu gewinnen. Herz und Hirn teilten die Geschädigten und verzehrten sie, um so ihre Verwandten zu rächen.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 467:

Es ist lächerlich, die Sterne zu betrachten, und nicht zu wissen, was einem vor den Füßen liegt.

Rätsel.

Schon mag's sein in fernen Zonen,
Wo ein warmer, weicher Wind
Reis bewegt der Palmen Kronen,
Wo's getrennt die Pflanzen sind.

Schöner ist's in deutschen Gauen,
Weht der Wind auch rau und kalt,
Wo vereint es ist zu schauen
In dem schneebedeckten Wald.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Oster-Kryptogramms Seite 467:

Oberhalb jedes Buchstabens des lateinischen Satzes befindet sich ein Lammstopp mit Projektionsfahne. Läßt man nun die Lettern aufeinanderfolgen, wie die Zahl der Fäden an jeder Fahne in arithmetischer Folge es andeuten, so erhält man:

Ostersonntag.

Für nur zwei Mark vierteljährlich oder
35 Pfennig für das Heft

bringt die

Deutsche Romanbibliothek

in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen

oder

in vierzehntägigen Besten in elegantem Umschlag

reichste Unterhaltung in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Roman Schriftsteller.

Der neue, vierzehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern folgende Romane:

- „Der Baffono“ von J. v. Sattner.
- „Ein Feuerschloß“ von Hellev v. Gernern.
- „Karadi-nisa“ von F. v. Jobeltik.
- „Der Mohr von Berlin“ von Georg Horn.
- „Do ut des“ von O. Heller.
- „Die Lehnjungfer“ von Emile Erhard.
- „Blinde Liebe“ von Hugo Klein.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

Soeben hat neu begonnen:

Auf dem einsamen Schloß.

Roman

von

Hieronymus Form.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht. — Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden den eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vorm. Ed. Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Frau A. Gauthier in Halle. Ein Volksmittel ist in diesem Fall Gurgeln mit Sehwasser.

Hrn. J. M. in B. Allerdings — der im Sommer häufig vorkommende Schindeln kann bei schwächlichen Personen Magenleiden hervorrufen. Daraufhin sollten Sie ihn prüfen.

Abonnent in den böhmischen Wäldern. Lesen Sie die Anthropologie von G. Hauffe, München, Bruns' Verlag.

Hrn. Dr. J. Hedeler in München. Es erscheint jetzt eine Vierteljahrschrift: „Deutscher Bistadel“, herausgegeben von Hans Blum, Leipzig, Winter. Das wird Ihnen zweien dienen.

Hrn. Robert L. in L. Von der Weihnachtsnummer von „Ueber Land und Meer“ sind noch einige wenige Exemplare in unserer Verlags-handlung vorrätig; wenn Sie also noch auf ein Exemplar reflektieren, so empfiehlt sich baldige Bestellung für Sie. Die prachtvoll ausgestattete Nummer kostet einschließlich der drei Kunstbeilagen (zwei effektvolle Oel-farbenbilder und eine Kupferbeilage) nur 50 Pfennig und wird Ihre Buchhandlung Ihnen dieselbe zu dem genannten Preise gern besorgen.

Hrn. Paul Prock in Mailand. Wenden Sie sich an den Verleger Treves in Ihrem Orte.

Hrn. Emilie Grau in Ulm. Wir treten hier grundsätzlich ab. Ohne sorgfältige Erkundigung und die nötige Sicherheit sollten Sie nicht nach Bukarest gehen.

J. M. in C. Das würde schließlich vor dem Strafrichter enden. Abonnent in Kofel. Wir bitten zum Zweck der Prüfung ein-zufenden.

Hrn. Fr. Sch. in Deutsch Liebau. Wir haben die Anfrage wiederholt. Möchten Sie nicht einmal bei der Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Röhren anfragen?

Hrn. J. Gammel in Chicago. Die Adresse ist einfach Zürich, der Herr ist jedoch nicht ganz leicht zugänglich.

Abonnentin in Kassel. Ja, durch den betreffenden Konsul.

Hrn. Emma Rich in Bern. Man erwartet, daß der Herr zu-erst grüßt. Die Aufmunterung dazu seitens der Dame ist in Deutsch-land nicht Gebrauch.

Richtige Wohnungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind und zu-gegangen von: Hrn. Guse und Verta, Schindhof; Anna Rod, Gredsdorf; Eveline Zeit, Meran; Julie Robisch, Leipzig;

